1,70 DM / Band 370

Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

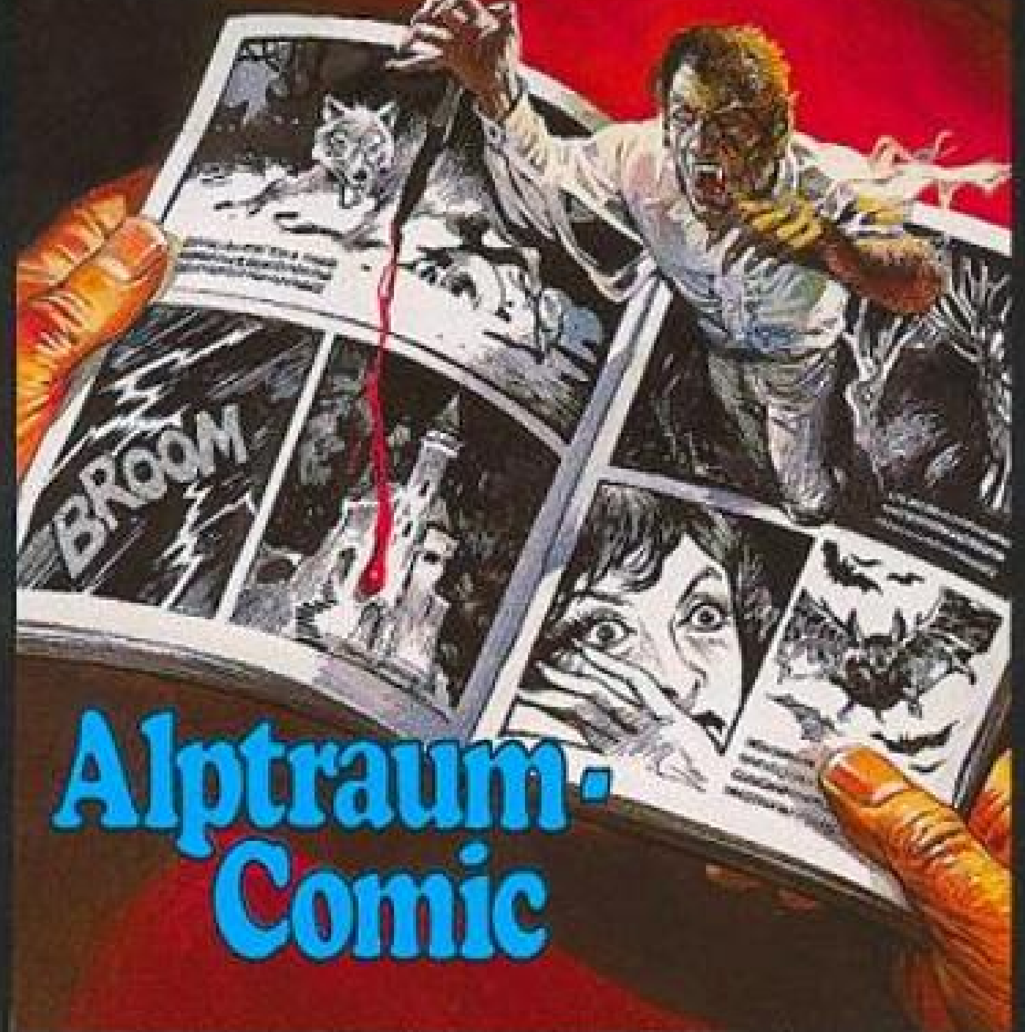
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Alptraum-Comic

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Alptraum-Comic

John Sinclair Nr. 370

von Jason Dark

erschienen am 06.08.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Alptraum-Comic

Ein Schauer lief über den Rücken des jungen Mannes, als er auf das schräggestellte Brett mit dem großen Zeichenblatt starrte. »Das ist super!« keuchte er. »Das ist so gut, besser kann man es nicht machen. Fast wie echt!« flüsterte er. »Nein, das ist echt. Das ist so, als würden sie leben. Sie, meine Geschöpfe, meine Monster, meine Phantasiegebilde.«

Er legte den Kopf in den Nacken, begann zu lachen und trat zwei Schritte zurück. Damit geriet er auch außerhalb des Lichtkreises, den die große Lampe auf das Zeichenbrett warf. »Echt!« flüsterte er wieder. »So echt!« Er konnte es kaum fassen und wischte mit einer fahrigen Handbewegung durch sein braunes Haar, das mal wieder nicht richtig liegen wollte. Harold C. Painter war glücklich. Er hatte es geschafft. Nach all den vergeblichen Versuchen, nach den langen, entbehrungsreichen Jahren war ihm nun ein Meisterwerk gelungen.

Kaum traute er sich, es aus der Nähe zu betrachten. Er wollte sich einfach nicht vorstellen, daß er es war, der diese Zeichnung geschaffenhatte, und so waren seine Schritte auch zögernd, als er wieder auf das Zeichenbrett zuging und in den Lichtkreis der Lampe geriet, in dem sein hageres Gesicht noch bleicher wirkte. Fast jeder Tropfen Schweiß auf seiner Stirn war überdeutlich zu sehen, und er spürte ein Zittern wie nie zuvor in seinem 22-jährigen Leben.

Es war vollbracht. Er, Harold C. Painter, hatte sich endlich durchgebissen, und er wußte auch, daß seine Arbeit mit der Fertigstellung noch nicht beendet war. Im Gegenteil, sie würde erst richtig anfangen, denn die Folgen waren einfach grandios.

Am liebsten hätte er die Cordjacke weggeschleudert, aber in der Bude war es kalt, der Ofen funktionierte nicht. Da er schwitzte, hätte er sich leicht eine Lungenentzündung holen können, und die konnte er nicht gebrauchen.

Als wollte er eine Frau an sich ziehen, so breitete er die Arme aus und stemmte die Handballen auf beide seitlichen Kanten des Zeichenbretts. So blieb er stehen und starrte auf das Blatt.

Es waren zwei Seiten, die einmal ein Comicheft zieren sollten.

Noch befanden sie sich in der Rohfassung, waren nicht eingefärbt, aber das würde sich ändern.

Jeweils drei Bilder zeigten die Seiten. Sprechblasen waren nicht vorhanden, die Zeichnungen sprachen für sich. Zusätzlich standen Erklärungen in den größten Boxen. Auch der Text war sein Entwurf, vielleicht würden die Redakteure etwas daran ändern, das war ihm auch egal.

Sechs Bilder, die eine Geschichte erzählten.

Eine schaurige, unheimliche Mär und dabei so realistisch nachempfunden, als wären gewisse Attribute nicht gezeichnet, sondern fotografiert worden.

Das oberste Bild auf der linken Seite bedeckte die Hälfte des Blattes und auch deren gesamte Breite. Es zeigte einen schweigenden nächtlichen Wald mit viel Unterholz. Aus ihm leuchteten mehrere Augenpaare, die einen gefährlichen, gelben Raubtierglanz besaßen, wie es eben bei Wölfen üblich ist. Über den Bäumen schwebte noch als flache Scheibe der volle, etwas blaßwirkende Mond, dessen

Konturen von keiner Wolke getrübt wurde. Einen Wolf hatte er besonders hervorgeholt. Er schlich auf den Betrachter des Bildes zu, hatte sein Maul geöffnet, den Kopf nach links gedreht und starrte auf das, was vor ihm aus der Erde wuchs.

Es war die obere Hälfte eines Totenschädels!

Painter atmete ziehend und nickte sich selbst zu. Dieses Bild war ihm hervorragend gelungen, ebenso das nächste, links unter dem oberen, das einfach nur Blitze auf einem nachtdunklen Himmel zeigte.

Sie jagten wie hastig hingekritzelte Zickzack-Pfeile aus den Wolken, und den folgenden Donnerschlag hatte der junge Mann durch das Wort *Broom* gekennzeichnet.

Das Bild daneben zeigte ein altes Schloß. Es stand ebenfalls in der Düsternis, war aber von ihm heller gezeichnet worden, damit es sich auch vor dem dunklen Hintergrund abhob.

Die nächste Seite.

Wieder ein großes Bild, das die Seite zur Hälfte einnahm.

Abermals ein Wald mit gespenstisch anmutenden Bäumen und einer ansonsten leeren Fläche. Das sollte nicht so bleiben, denn Harold C. Painter mußte noch etwas hineinmalen. Einen Plan hatte er bereits.

In der Box links unten hatte er das Gesicht einer wunderschönen dunkelhaarigen Frau geschaffen. Ein kleines Meisterwerk. Die Frau sollte Angst haben. Und Harold war es tatsächlich gelungen, dieses Angstgefühl der Frau ins Gesicht zu »schreiben«. Wer die Frau betrachtete, erlebte ihre Panik mit. Die schockgeweiteten Augen nahmen den Betrachter gefangen.

Ja, das Bild war gut. Painter lobte sich selbst und warf einen Blick auf die letzte Zeichnung.

Er hatte schon immer Fledermäuse geliebt. Es waren Tiere der Nacht, so wie er ein Mensch war, der am liebsten die Dunkelheit hatte, denn tagsüber wurde er durch zu viele Dinge abgelenkt. Erst wenn die Dämmerung hereinbrach, fühlte er sich wohl. Dann gehörten die letzten Stunden des Tages ihm.

Um diese Zeit erwachten auch die Fledermäuse. Er hätte nur eine gezeichnet, die dafür übergroß und so, daß der Betrachter des Bildes den Eindruck haben mußte, als würde das Tier haargenau auf ihn zufliegen.

Es war schon gut. Painter rieb seine Hände. Er spürte den Schweiß dazwischen und ließ sich auf den Drehhocker fallen, denn er war noch nicht fertig.

Eine Person fehlte noch.

Die Tiere hatte er gezeichnet, einen düsteren Wald, ein altes Schloß, die ängstliche Frau, die Fledermaus, das Gewitter, eigentlich war das Märchen fertig.

Das Comicmärchen…

So würden wohl alle denken, die seine Zeichnungen einmal zu sehen bekamen. Nur ahnten sie nicht, daß seine Werke etwas ganz Besonderes waren, außergewöhnlich und sehr realistisch.

Ihm gefiel das große Bild auf der rechten Seite immer weniger. Da mußte er einfach etwas daran ändern, hinzufügen, ihm ein gewisses Leben einhauchen.

Aber nicht mit noch mehr Landschaft. Er wollte auch keine Gestirne durch die kahlen Stellen zwischen den Baumästen schimmern lassen, das gab ihm alles nicht das, was er brauchte.

Es fehlte der Mensch.

Nur das Frauengesicht reichte ihm nicht. Da mußte noch ein Mann hin, jemand, der mit den Wölfen möglicherweise zusammenlebte und sich ihnen auch anpassen konnte.

Wer würde das sein? Wie konnte er aussehen? Über diese beiden Fragen grübelte der Zeichner nach. Bisher war alles an seiner Arbeit perfekt gewesen, und auch das letzte Detail sollte so perfekt wie möglich sein.

Painter hatte automatisch zum Federhalter gegriffen. Er zeichnete stets mit Tusche, doch als er die Spitze ansetzte, schüttelte er den Kopf. Nein, so nicht. Er wollte es diesmal anders machen. In dieses Bild aus Schwarz und Weiß mußte eine Figur, ein Mensch, der »leben« sollte, der farbig war, der völlig normal und realistisch aussah, Kleidung trug und…

Auf einmal kam es über ihn. Er war von einer wahren Besessenheit erfüllt, als er sich daran begab, seine Vorstellungen zu verwirklichen. Diesmal zeichnete er eine farbige Figur, einen Menschen eben. Und er gelang ihm so gut wie das übrige.

Vielleicht sogar eine Idee besser…

Über eine Stunde zeichnete er. Vergaß die Zeit und hatte nicht bemerkt, daß sich schon die Nacht dem Ende zuneigte. Er war keine Maschine, er brauchte Schlaf, den wollte er sich holen.

Auch fühlte er, daß sein Rücken schmerzte. Er verzog das Gesicht, als er den Körper durchbeugte, scharf atmete, wieder nach vorn fiel und mit der Stirn das Zeichenblatt berührte.

Irgendwann mußte einmal Schluß sein, auch für ihn. Als er den Drehhocker verließ, wäre er fast gefallen, so wenig Kraft steckte noch in seinen Beinen.

Irgendwo stand das Bett. Er fand es wie ein Schlafwandler, ließ sich nach hinten fallen, schloß die Augen, war im Nu eingeschlafen und begann prompt von seiner Arbeit zu träumen.

Harold C. Painter hatte sein Lebenswerk fertiggestellt. Ein Comic nur, mehr wollte er nicht, aber das mußte reichen.

Während draußen allmählich der Tag anbrach, brannte in dem kleinen Künstlerzimmer noch immer die Lampe. Ihr Licht ließ die

Bilder nicht schöner erscheinen, sondern düster, irgendwie kalt und auch regelrecht abweisend.

Auch der Mensch.

Es war ein Mann. Normal aussehend, blond, ziemlich groß, und er stand inmitten des Waldes. Sein Gesicht zeigte einen gespannten, vielleicht etwas überscharfen Ausdruck. Dazu trugen auch die leicht verengten Augen bei, mit denen der Mann den Betrachter des Bildes anschaute. Zudem hatte seine Haltung etwas Sprungbereites an sich, wie bei einem Raubtier. Die Figur war einfach klassisch gezeichnet, und so echt, als hätte der Zeichner seinen besten Freund abgebildet.

Dabei kannte er den Mann nicht.

Er konnte ihn überhaupt nicht kennen, da dieser erst später geboren werden sollte.

Und doch war er vor seiner Geburt schon als Erwachsener gezeichnet worden.

Und er hatte einen Namen.

Um den nicht zu vergessen, hatte ihn Harold C. Painter in einer Ecke des Bildes in Druckbuchstaben niedergeschrieben.

JOHN SINCLAIR!

***

Ich schüttelte den Kopf, wechselte mit dem rechten Fuß vom Gas auf das Bremspedal und hielt an. Zum Glück befand ich mich in einer ruhigen Straße, und in der Nacht war hier sowieso nicht viel los. Da floß der Verkehr noch dünner.

Weshalb stand ich hier? Wieso hatte ich mich in meinen Wagen gesetzt und war kurz vor Mitternacht, ohne einen Grund zu haben, losgefahren? Das alles wirbelte durch meinen Kopf, wobei es mir nicht gelang, die Gedanken, Vermutungen und Tatsachenentscheidungen in die richtigen Bahnen zu lenken.

Fest stand soviel, daß ich nicht dienstlich unterwegs war. Ich hatte sogar einen völlig normalen Arbeitstag gehabt, einen Tag im Büro, an dem mein Freund Suko und ich einiges aufarbeiten konnten. Wir hatten pünktlich Feierabend gemacht, waren nach Hause gefahren, und dann war es plötzlich über mich gekommen. Wie ein Sturmwind, der mich aus der Lethargie riß. Ich hatte mich in den Wagen gesetzt und war einfach losgefahren.

Und jetzt parkte ich hier in der Nähe eines kleinen Parks, starrte nach draußen und sah nasse, dicke Schneeflocken durch die Strahlen der Scheinwerfer fallen und am Boden zu nassen Flecken schmelzen.

Dienstlich war ich jedenfalls nicht unterwegs, und einen anderen Grund konnte ich mir nicht vorstellen.

Ich preßte meine Hand gegen die Schläfen. Und doch mußte einer vorhanden sein. Man setzte sich nicht so einfach in sein Fahrzeug und

fuhr ziellos in der Gegend umher.

»Schon gar nicht bei den Spritpreisen«, murmelte ich und konnte über den kleinen Scherz nicht einmal grinsen. Zu groß waren diese Probleme, mit denen ich mich beschäftigte.

Oder waren es auch andere Dinge? Ich dachte an die zurückliegende Vergangenheit, wo sich Licht und Schatten abgewechselt hatten. Es war meinen Freunden und mir gelungen, Erfolge zu erzielen. Wir hatten Jane Collins wieder in den Kreis der Menschen aufnehmen können, auch wenn sie jetzt mit einem Kunstherz herumlief und sich irgendwo in Frisco aufhielt.

Der große Sieg war uns nicht gelungen, da es der Spuk geschafft hatte, den Würfel an sich zu nehmen. In seinem neuen Helfer Akim Samaran hatte er eine große Stütze gefunden, und ich konnte mich als der Verlierer bezeichnen.

So etwas blieb nicht ohne Folgen. Auch ich war nur ein Mensch, keine Maschine. Irgendwie mußte ich ja mal ausflippen, aber gleich so, daß ich hier saß und nicht wußte, weshalb ich an diesen Ort gefahren war?

Ich stellte auch fest, daß es mir schwerfiel, mich zu erinnern. An den vergangenen Tag im Büro schon, der Abend dagegen schien aus meinem Gedächtnis gestrichen worden zu sein.

Ich wußte überhaupt nicht mehr, was ich noch getan hatte. Zu Hause herumgesessen? Hatte ich ferngesehen oder gelesen? Seltsam, das war alles verschwunden.

Tief holte ich Luft. Dann dachte ich darüber nach, ob es vielleicht einen bestimmten Grund dafür gab, daß ich genau an dieser Stelle, wo ich mich jetzt befand, angehalten hatte? Wenn ja, war er mir entfallen, und mir blieb nichts anderes übrig, als mich mit den Tatsachen abzufinden.

Allmählich nur klärte sich mein Gedächtnis. Ich versuchte, wieder logisch zu überlegen. Das gelang mir auch. Weshalb hatte ich gerade hier den Bentley angehalten? Wegen des Parks, der links von mir lag. Ich schaute hinüber.

Als dunkle Insel lag er inmitten der City. Manchmal, wenn rechts neben dem Bentley Autos vorbeihuschten, glitten die Lanzen ihrer Scheinwerfer auch über die Büsche und Bäume des Parks, wobei die feuchten Stämme manchmal aufleuchteten, als wären sie mit einer silbernen Schicht bestrichen worden.

Man tat nichts ohne Grund oder Motiv. Von diesem Leitsatz ging ich aus. Er mußte etwas zu bedeuten haben, daß mich der Wagen hierher geführt hatte.

Ich stieg aus.

Schon als ich den Wagenschlag öffnete, peitschten die Flocken von der Seite herbei, trafen mich, und ich spürte sie als nasse Flecken auf

meinem Gesicht.

Den Mantel hatte ich nicht mitgenommen und war nur in die Jacke geschlüpft. Deren Kragen stellte ich hoch, schlug die Autotür zu, ging einige Schritte und drehte mich so, daß der Schnee gegen meinen Rücken geweht wurde und ich trotzdem den Rand des Parks noch im Auge behalten konnte.

Nicht weit entfernt leuchteten einige Laternen. Ihr Licht fiel nicht bis in den Park, so daß ich dort Bewegungen nur mehr ahnen konnte. Der Schnee wurde immer dichter. Die Wetterfrösche hatten recht gehabt. Im März kam der Winter noch einmal dick zurück. Als ob die Menschen von ihm nicht die Nase voll gehabt hatten.

Ich entfernte mich von meinem Wagen. Schlendernd, dennochgespannt ging ich über den Gehsteig. Dies hier war keine Gegend, wo über Nacht Autos abgestellt wurden, deshalb war mein Bentley der einzige weit und breit.

Die anderen Wagen fuhren mit schmatzenden Reifen vorbei und stießen immer wieder in den Schneevorhang.

Das nasse Zeug klebte auf meinen Haaren, taute und ließ Wasserbahnen in mein Gesicht rinnen.

Verdächtige Personen entdeckte ich nicht, sosehr ich mich auch bemühte. Ich konnte auch keinen weiteren Grund für mein unmotiviertes Verhalten feststellen.

Mir blieb nichts anderes übrig, als wieder zum Wagen zurückzugehen. »Das ist die Höhe«, fluchte ich. »Wird man mitten in der Nacht rausgerissen, fährt los und…«

Weiter wollte ich nicht denken. Ich war ja nicht herausgerissen worden, sondern freiwillig gefahren.

Oder doch nicht?

Nein, da mußte schon ein Zwang dahintergesteckt haben. Wieder im Wagen, lehnte ich mich zurück, schaute gegen die Scheibe und sah nichts mehr, da die Flocken sie völlig bedeckt hielten.

Was war geschehen?

Ich wollte mir gerade eine Zigarette anzünden, als es geschah.

Mein Telefon schlug an.

Das Geräusch erschreckte mich so sehr, daß ich zusammenfuhr, erst ungläubig schaute, es kaum fassen wollte und dann den Hörer abnahm. Einen Namen sagte ich nicht.

Die Stimme des Anderen hörte ich ebenfalls nicht. Nur ein Keuchen oder Rauschen. »Bist du es, Sinclair?« fragte der Anrufer nach einer Weile.

»Wer sind Sie denn?«

»Ich habe Sie zuerst gefragt. Los, geben Sie mir eine Antwort!«

»Sehe ich nicht ein. Ich spreche nicht mit Unbekannten.«

Er lachte so, als wäre er nicht mehr Herr seiner Sinne. »Nun, ich will

es Ihnen sagen. Ich bin der, der dich schon vor deiner Geburt kannte.« Er verfiel in den plumpen Ton der Anrede.

»Tatsächlich?«

»Ja. Glaubst du mir nicht?«

»Nein.«

»Ich habe dich unter Kontrolle, Sinclair. Ich kann mit dir spielen. Und das werde ich auch.«

»Wieso denn?«

»Das mußt du doch bemerkt haben. Hast du dich nicht in deinen Wagen gesetzt und bist einfach losgefahren? So ohne Ziel, durch die Nacht, durch das dunkle London. Vielleicht bist du auf der Suche nach ihnen, ohne es zu wissen.«

»Was soll ich suchen?«

»Meine kleinen Geschöpfe.«

Der Wagen schneite allmählich zu. Ich kam mir schon vor wie in einem Iglu. »Kleine Geschöpfe«, wiederholte ich. »Ich habe immer gedacht, daß es die Gremlins nur im Kino gibt.«

Er wollte den Namen wiederholen, stolperte jedoch über das Wort. Den Begriff Gremlin schien er nie zuvor in seinem Leben gehört zu haben. »Was soll das heißen?«

»Schon gut. Vergessen Sie es, Mister…«

Sein Lachen unterbrach mich. Es klang nicht normal. So anders, so schrill und auch verbissen. »Ich werde dir meinen Namen nicht sagen, aber dennoch einen Hinweis geben. Ich heiße HCP. Hast du gehört? HCP. Das ist mein Name. Und jetzt verabschiede ich mich. Ich wünsche dir noch viel Spaß, angenehme Träume und zahlreiche Überraschungen. Denke immer daran. Meine Geschöpfe sind stets in der Nähe…« Er kicherte so hoch wie ein hysterisches Weib, dann unterbrach er die Verbindung.

Auch ich legte den Hörer auf. War ich geschockt? Nein, eigentlich nur erleichtert, trotzdem von einer gewissen Beklemmung überdeckt, da ich plötzlich das Gefühl nicht loswurde, an der Leine eines mir unbekannten Mannes zu laufen, der sich HCP nannte.

Ich grübelte über diese Buchstaben nach, ließ alle möglichen Kombinationen durch meinen Kopf gehen, zu einem Erfolg kam ich nicht. Ich kannte keinen HCP.

Er aber mich. Und er mußte schon vor meiner Geburt von meiner zukünftigen Existenz gewußt haben.

Vor der Geburt?

Das war normalerweise ein Unding, aber wenn es der Andere geschafft hatte, schwarzmagische Kräfte mit in sein Leben einzubeziehen, war dies nicht so unmöglich, wie es auf den ersten Blick hin ausschaute.

Man hielt mich unter Kontrolle. Ließ mich an der langen Leine

laufen, und so etwas paßte mir nicht. Dieser andere mußte in der Tat Macht und auch Kraft besitzen, denn es war ihm gelungen, mich dermaßen zu beeinflussen, daß mein abendlicher Rhythmus auseinandergebrochen war.

In der letzten Zeit hatten zahlreiche Fälle in meiner Vergangenheit ihren Ursprung gehabt. Da brauchte ich nur an Akim Samaran zu denken. Sollte dieser HCP möglicherweise von ihm geschickt worden sein? Es fiel mir schwer, dies zu glauben, denn Samaran war ein Typ, der selbst ranging und es nicht so heimlich versuchte. Zudem hatte er das nicht nötig, da er den Würfel besaß. Das heißt, er war in dem Quader eingeschlossen und verschwunden.

HCP war ein anderer.

Und das mußte ich herausfinden.

Gremlins kannte er nicht. Aber er hatte von Geschöpfen gesprochen. Da gab es viele Figuren, Menschen und auch Monster. Ich rief mir seine Stimme noch einmal in Erinnerung. Sie hatte für meinen Geschmack nicht normal geklungen, sondern viel zu hoch und schrill, als hätte der andere unter einem harten Streß oder einer hohen Stufe der Nervosität gestanden.

Mensch, Dämon, normal, verrückt?

Diese Begriffe rasten durch meinen Kopf. Doch wer durfte in einer Zeit wie dieser schon darüber entscheiden, ob jemand normal oder verrückt war? Vielleicht waren heutzutage gerade die Verrückten die Normalen. Ich wollte darüber nicht den Richter spielen.

Außerdem, war ich eigentlich normal?

Nein, auch nicht mehr. Ich hatte mich einfach in meinen Wagen gesetzt und war losgefahren. Ohne ein Ziel zu haben, parkte ich hier noch immer, hatte mit einem Fremden gesprochen, der mich schon kannte, bevor ich noch geboren war.

Das war doch Irrsinn!

Früher hätte ich darüber gelacht. Mittlerweile dachte ich anders über die Phänomene, die im Endeffekt immer etwas mit Magie zu tun hatten. Und Magie war mein Geschäft. Da kannte ich mich aus.

Also steckte ich, ohne es zu wollen, wieder einmal in einem gefährlichen Fall. Leider wußte ich nicht, wer mir das eingebrockt hatte und wer mein eigentlicher Gegner mit den Namen HCP war.

Ob ich hier einsam am Straßenrand parkte und über das Problem nachdachte oder mich zu Hause hinsetzte, war egal. Zu Hause hatte ich es bequemer. Ärgerlich war nur, daß mein unbekannter Gegner genau über mich Bescheid wußte und mich auch manipuliert hatte.

So etwas verursachte bei mir Magendrücken…

Ich wollte schon starten, als sich abermals das Autotelefon meldete. Diesmal schrak ich nicht zusammen. Beim dritten Summen nahm ich erst ab.

»Na, Sinclair?«

Es war wieder der gleiche. Wie hätte es auch anders sein können!

»Was wollen Sie jetzt noch?«

»Dich begrüßen.«

»Ach…« Da er nicht antwortete, redete ich weiter. »Haben Sie das nicht schon getan?«

»Auf gewisse Art und Weise schon. Nur wollte ich dich jetzt in meiner Welt begrüßen und dir ein herzliches Willkommen bieten. Wirklich, John Sinclair, herzlich willkommen!« Er lachte wie beim ersten Anruf, bevor er die Verbindung unterbrach.

Ich träumte nicht. Die beiden Anrufe waren echt gewesen. Allmählich gestand ich mir selbst eine gewisse Beklemmung oder ein Unwohlsein ein. Was man da mit mir trieb, gefiel mir überhaupt nicht. Ich kam mir vor wie eine Marionette, die ein mir völlig Fremder an den Fäden laufen ließ.

Er hatte mich bei sich begrüßt.

Welch ein Unsinn!

Einen leichten Stich spürte ich an meiner Brust. Und zwar dort, wo das Kreuz hing. Das machte mich mißtrauisch.

Schulterzuckend fügte ich mich in mein Schicksal. Eigentlich war das, was ich getan hatte, blamabel, dennoch besaß ich gute Freunde, denen ich alles erzählen konnte, und ich wollte mit einem von ihnen sprechen.

Es war Suko, mein Kollege, Freund und Nachbar. Mit einem Blick auf die Uhr stellte ich fest, daß wir die Tageswende nicht ganz erreicht hatten. Vielleicht lag Suko noch nicht im Bett. Deshalb wählte ich seine Nummer an.

Erst als ich die letzte Zahl getippt hatte, preßte ich den Hörer gegen mein linkes Ohr und mußte überrascht feststellen, daß die Leitung tot war.

Das wunderte mich. Man hatte mich doch angerufen. Weshalb bekam ich keine Verbindung mehr?

Ich drückte auf die Gabel und wählte erneut.

Wieder kein Kontakt.

Das war schon seltsam. Mir fiel der zweite Anruf des Unbekannten wieder ein. Sollte dieser Kerl nicht nur mich selbst, sondern auch meine Umgebung manipuliert haben? Er hatte mich begrüßt. Ich hatte es für einen Witz gehalten. Plötzlich dachte ich anders darüber.

Sehen konnte ich nicht viel. Ich hatte mich auch nicht auf die Vorgänge außerhalb des Fahrzeugs konzentriert und wollte dies natürlich nachholen. Bevor ich die Wischer einschaltete, damit sie die Frontscheibe vom Schnee befreiten, schaute ich mich um.

Schon in der Drehung stellte ich fest, daß sich etwas verändert hatte.

Die nicht völlig mit Schnee bedeckten Scheiben gestatteten mir einen

relativ guten Blick. Nur sah ich nichts. Nur die Dunkelheit, die wie ein fetter Film über der Straße lag, vorausgesetzt, es war die Straße, in der ich noch stand.

Ich schaltete die Wischer ein.

Zu Beginn hatten sie Mühe, die schweren Schneeschichten von der Scheibe zu putzen. Nach dem dritten Wischer war es ihnen gelungen, meine Sicht wurde besser und war nur mehr durch halbkreisförmige Schmierstreifen getrübt.

Ich öffnete die Augen weit.

Nicht, weil ich so vielleicht besser sehen konnte. Es war einfach die Überraschung, die mich so handeln ließ. Der andere hatte recht gehabt. Ich befand mich nicht mehr dort, wo ich meinen Wagen abgestellt hatte, sondern woanders.

In einer fremden, düsteren Umgebung, wo alles anders war, als auf dieser Londoner Straße.

HCP hatte mich in seinem Reich oder in seiner Welt begrüßt. Und verdammt noch mal, er hatte nicht gelogen…

***

Zum Glück war ich es gewohnt, mit magischen Phänomenen fertig zu werden und sie auch schnell zu verkraften. Ich schrie nicht, ich sprang nicht wie ein Wilder aus dem Wagen, sondern blieb starr sitzen und schaute in die Dunkelheit.

Nichts war zu sehen.

Kein Umriß, keine Gebäudekontur. Weder Bäume, Sträucher noch Straßen oder Wege.

Nur die Dunkelheit.

Allmählich verdichtete sich das ungute Gefühl. Dabei dachte ich automatisch über die Lösung des Problems nach, und ich wußte auch, was geschehen war.

Man hatte mich entführt!

Kein normales Kidnapping. Ein magisches, ein kaum merkbares.

Hätte sich mein Kreuz nicht erwärmt, ich hätte überhaupt nichts davon bemerkt. So aber ging ich davon aus, daß ich mich in einer anderen Dimension oder in einem Zwischenreich befand.

In meinem Hals breitete sich das trockene Gefühl immer stärker aus. Hilflos kam ich mir nicht direkt vor, dennoch wäre es mir lieber gewesen, ich hätte noch in London gestanden.

Was konnte ich tun?

Aussteigen, meine Waffe nehmen, mir die Umgebung anschauen und darauf hoffen, daß sich der Unbekannte zeigte. Schließlich hatte er mich so nett begrüßt. Sicherlich wartete er auf mich, und ich war wirklich gespannt darauf, ihn kennenzulernen.

Ich wollte schon den Wagenschlag aufdrücken, als etwas anderes

geschah. Die mich umgebende Stille wurde von einem mir bekannten Geräusch unterbrochen.

Es waren Schritte.

Zuerst vernahm ich sie nur mehr leise und leicht knirschend.

Dann steigerte sich das Geräusch, ich konnte es auch orten und stellte fest, daß Geräusche von recht kamen und sich der Fahrerseite meines Bentleys näherten.

Man wollte zu mir.

Ich bewegte den Kopf. Die Wassertropfen auf meinem Haar lösten sich und rannen mir in den Nacken. Von dort aus kalt über den Rücken. Daß ich so etwas noch spürte, war ein Beweis für mich, ein Mensch zu sein. So ganz hatte mich dieser andere nicht unter seine Kontrolle bekommen.

Die Scheibe war beschlagen. Ich wischte sie in Augenhöhe von innen sauber, um mehr sehen zu können. Die außen klebenden Tropfen verzerrten meine Sichtperspektive ein wenig, aber ich erkannte die beiden Schatten, die sich sogar in der Dunkelheit abhoben und langsam näher schlenderten.

Es waren zwei Männer. Soviel konnte ich sehen.

Im Wagen sitzend war ich relativ wehrlos. Man konnte ja nie wissen, was die anderen wollten. Aus diesem Grunde öffnete ich die Fahrertür und stieg aus.

Ich wunderte mich über das Klima. Zwar war es kühl, aber ich spürte nicht mehr diese nasse Kälte, die mir in London den Schnee ins Gesicht gepeitscht hatte.

Mit dem Knie drückte ich die Wagentür wieder zu. Mit einem leisen Laut fiel sie ins Schloß.

Den beiden schaute ich entgegen. Die Beretta ließ ich stecken, ich wollte zunächst einmal sehen, mit wem ich es bei den Gestalten überhaupt zu tun hatte.

Mir fiel zuerst das matte Glänzen auf, das in Höhe ihrer Köpfe schimmerte. Was es war, wußte ich nicht, sah es aber Sekunden später, als ich erkannte, daß die beiden Typen Schirmmützen trugen.

Wie die Polizisten…

Bald bestätigte sich meine Vermutung.

Es waren Polizisten!

Nun erkannte ich, daß die Dunkelheit nicht so schlimm war, wie ich sie mir zunächst vorgestellt hatte. Es war mehr ein dunkles Grau, das sich in dieser Welt ausgebreitet hatte.

Die Polizisten behielten ihre Richtung bei. Sie waren etwas kleiner als ich. Ihre Uniform ähnelte denen der New Yorker Cops.

Mal sehen, was sie wollten.

Leider hatten sie die Mützen tief in die Stirn gezogen, so daß ich vonihren Gesichtern nicht viel erkennen konnte. Das änderte sich erst,

als sie vor mir stehenblieben.

Da hoben sie synchron die Arme. Zuerst hatte ich angenommen, daß sie ihre Waffen hervorholen würden. Ich irrte mich. Sie schoben nur ihre Mützen zurück.

Meine Sicht auf ihre Gesichter war frei.

Ich wollte die Augen schließen, weil ich an eine Halluzination oder an einen bösen Traum glaubte. Das gelang mir nicht. Es war einfach der innere Zwang, der mich dazu brachte, die beiden vor mir stehenden Typen anzuschauen.

Es waren Menschen, wenigstens vom Körper her. Ihre Köpfe konnte man nicht als menschlich bezeichnen. Ich starrte in zwei Echsenschädel!

Erst in diesem Augenblick wurde mir bewußt, was der unbekannte Anrufer damit gemeint hatte, als er von seinen Geschöpfen sprach. Zwei davon standen vor mir.

Die Überraschung hatte mich gelähmt, aber nicht meine Gehirntätigkeit ausgeschaltet. Mir war klar, daß ich mich tatsächlich in einer anderen Welt oder Dimension befand, wo diese Geschöpfe, die mir einen so großen Schrecken eingejagt hatten, eigentlich normal waren.

Ich stand noch immer mit dem Rücken gegen meine Bentley-Tür gelehnt und schaute nach vorn.

Echsenschädel!

Zwei ziemlich kleine Augen sah ich, die einen tückischen Blick besaßen, und ich erkannte ferner, daß aus den Ärmeln normale Hände hervorschauten.

Es waren halt nur die Schädel so anders.

Wie reagierten diese Geschöpfe oder Monstren. Menschlich vielleicht? Waren sie unter Umständen ebenso arm dran wie ich?

Komisch, ich bekam sogar Mitleid mit ihnen.

Und konnten sie auch reden?

Das wollte ich herausfinden. Aus diesem Grunde sprach ich sie auch an. »Wer seid ihr?«

Sie hatten mich gehört. Schnauzen bewegten sich: »Wir sind Polizisten.«

»Das sehe ich. Und wo?«

»In unserer Welt.«

»Hat sie auch einen Namen?«

»Dämonia!«

Ich fiel von einer Überraschung in die andere. Dämonia! Diesen Namen hatte ich noch nie in meinem Leben gehört. Es gab unzählige Jenseitsreiche. Viele Dimensionen. Große, kleine, bewohnte und auch leere, aber keine hatte den Namen Dämonia gehabt.

Das war mir völlig neu.

»Dämonia also«, murmelte ich und sprach die beiden damitgleichzeitig wieder an. »Gibt es hier auch einen Herrscher, einen König vielleicht?«

»Ja.« Sie sprachen wieder synchron. »HCP.«

Abermals hörte ich die Abkürzung. Nahm das denn überhaupt kein Ende mehr? Allmählich wurde ich unruhig. »Wie heißt er wirklich?«

»Das werden wir dir nicht sagen.«

»Und weshalb nicht?« Ich sprach mittlerweile mit den Geschöpfen so, als wären sie normale Menschen.

»Er hat es uns verboten.«

Mehr brauchten sie mir eigentlich nicht über ihn zu sagen. Das konnte ich mir gut vorstellen. Er hatte es ihnen verboten. Wie ich sie einschätzte, würden sie sich daran auch halten.

»Gut, ich möchte ihn trotzdem kennenlernen. Könnt ihr mich zu ihm führen? Befindet er sich in dieser Welt?«

»Nein.«

Sie sprachen mit Stimmen, die zwar menschlich klangen, trotzdem aber abgehackt wirkten, als hätten sie große Mühe, die Worte überhaupt zu formulieren.

»Wo ist er denn?«

»Wir wissen es nicht.«

Allmählich wurde ich unruhig. Diese Welt Dämonia bereitete mir große Sorgen. Sie war eigentlich nicht existent, aber trotzdem vorhanden. Durch keinen mir bekannten oder von mir wahrgenommenen Vorgang hatte ich etwas von einer Zeitreise bemerkt. Ich war praktisch ohne Übergang in Dämonia gelandet.

Jetzt hing ich hier fest.

Natürlich waren die Polizisten nicht gekommen, um sich mir nur zu zeigen. Sie hatten bestimmt einen Auftrag auszuführen, auch in anderen Welten, Waren sie auch noch so fremd, herrschten bestimmte Gesetze. Ich wollte den Grund herausfinden.

»Weshalb seid ihr zu mir gekommen?«

»Wir haben einen Auftrag. Fremde, die nicht in Dämonia hineinpassen, müssen verschwinden. In diesem Reich gibt es nur das Gesetz des Stärkeren, so will es sein Erschaffer. Wer zu schwach ist, muß sterben. Vielleicht bist du an der Reihe.«

»Ah, ihr wollt mich töten?«

»Ja, es muß spannend bleiben.«

Spannend bleiben! hatten sie gesagt. Wie sollte ich das nun wieder auffassen. Allmählich hatte ich das Gefühl, in einer Klapsmühle zu stecken. »Für wen muß es spannend bleiben.«

»Für ihn und alle. Aber wir wollen nicht soviel reden. Es muß weitergehen.«

Diesmal hatte nur mehr der linke von beiden gesprochen. Er handelte

auch, bewegte ruckartig seinen rechten Arm und brachte die Hand in die Nähe seiner Revolverhalfter.

Auch der andere wollte ziehen.

Ich kam mir ein wenig vor wie im Wilden Westen und mußte schneller als beide zusammen sein.

Den Linken sprang ich an. Er hatte seinen Revolver nicht einmal bis zur Hälfte aus der Halfter bekommen, als ihn mein Hieb bereits traf. Nicht in das Echsengesicht bohrte ich meine Faust, weiter unten gelang mir der Treffer, und die Wucht schleuderte ihn auf den Rücken.

Der zweite Polizist hatte schon gezogen. Er befand sich in der Drehbewegung, aus seinem flachen Krokodilmaul schoß zischend eine ätzende Dampfwolke, die mir entgegentrieb und die gleichzeitig von meiner schnell abgefeuerten Kugel durchstoßen wurde.

Sie traf in den Schädel.

Direkt über der wie abgeschlagen wirkenden Schnauze hieb sie ihm zwischen die Augen, ließ ihn torkeln und gleichzeitig nach hinten fallen. Wo der Kopf einmal gewesen war, sah ich den Rauch und konnte mich dem zweiten Geschöpf zuwenden.

Es hätte eigentlich auf dem Rücken liegen müssen. Das war auch der Fall, nur verschwand es allmählich vor meinen Augen, und es löste sich auf eine für mich makabre Art und Weise auf.

Von seinem Oberkörper sah ich bereits nichts mehr. Der Kopf, die Schultern, der größte Teil seiner Arme, auch der Brustkasten, das war alles verschwunden.

Es blieben noch die Beine.

Und die verschwanden auch.

In einem schrägen Winkel glitten sie weg. Beim rechten Bein verschwand mehr als beim linken. Der Oberschenkel, das Knie und auch ein Teil des Schienbeins gerieten zuerst aus meinem Sichtbereich, während von dem anderen Bein noch fast alles vorhanden war.

Ich stand da und staunte. Selbst den Revolver, den das Monstrum trug, sah ich nicht mehr. Er hatte sich ebenfalls aufgelöst. An Wunder glaubte ich nicht, besonders dann nicht, wenn es sich um Schwarze Magie handelte. Und die erlebte ich hier in Reinkultur.

Das rechte Bein war nicht mehr da, von dem linken nur noch die Hälfte, aber auch dieser Teil löste sich sehr schnell auf. Diesmal allerdings in einer anderen Richtung.

Von unten nach oben.

Da war von der Hacke nichts mehr zu sehen, da verschwand ein Teil des Fußes, und das alles lief in einem schrägen Winkel ab, manchmal auch verzögert, als hätte jemand einen großen Radiergummi genommen und wäre über den auf dem Boden Liegenden gefahren.

Ich stand da und staunte.

Wie hieß die Welt? Dämonia. Und sie machte ihrem Namen wirklich alle Ehre.

Hier reagierte eine Kraft, von der ich nicht wußte, wer sie war, von der ich aber auch nur drei Buchstaben kannte.

HCP!

Was verbarg sich dahinter? Welche Energie, welcher Mensch oder welches Monstrum?

Auch der letzte Zeh war plötzlich nicht mehr zu sehen. Die Stelle, wo der Polizist mit dem Echsenkopf vor einer Minute noch gelegen hatte, war leer.

Und den anderen hatte ich mit meiner Silberkugel erledigt. Demnach funktionierte die Magie der Kugel auch in dieser Welt mit dem seltsamen Namen Dämonia.

Trotzdem wollte ich sie nicht mit den normalen Maßstäben eines anders dimensionierten Dämonenreichs messen. In dieser Welt stimmten die Gesetze der Dämonen überhaupt nicht mehr. Der zweite Polizist hätte die Chance gehabt, auf mich zu schießen. Normalerweise wäre dies auch geschehen. Diese andere Reaktion hatte meine Vermutung völlig über den Haufen geworfen.

Da konnte man nichts machen. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich mit den Tatsachen abzufinden.

Ich ging zu dem anderen Polizisten. Grotesk sah es aus, da er noch immer seine Uniform trug. Der Schädel war von meiner Silberkugel zerstört worden. Nicht einmal Asche sah ich. Da war überhaupt nichts mehr vorhanden.

Wie weggeputzt!

Ich bückte mich, wollte die Schulter anfassen, als ich das gleiche Phänomen wie bei dem ersten erlebte. Genau dort, wo ich sie hatte berühren wollen, griff ich ins Leere. Selbst die Uniform war nicht mehr vorhanden. Ich faßte blitzschnell weiter, und es gelang mir, das Gelenk an der rechten Hand zu umfassen.

Zwei Sekunden spürte ich zwischen meinen Fingern den Widerstand, dann verschwand die Hand, und ich griff ins Leere.

Ich erhob mich wieder. Mit einem brennenden Blick und mit einer Gänsehaut auf dem gesamten Körper sah ich zu, wie auch dieses Geschöpf allmählich verschwand.

Ich stand wieder allein. Mit der rechten Handfläche wischte ich durch mein Gesicht und über meine Augen. »Das ist doch der reine Wahnsinn«, ächzte ich. »So etwas kann es nicht geben.« Viel hatte ich in meiner Laufbahn erlebt, so etwas wie hier war mir noch nicht vorgekommen.

Wie konnte ich mich darauf einstellen?

Ja, ich mußte mich einfach darauf einstellen. Da gab es eine Kraft, die Dämonia beherrschte und manipulierte. Sie sorgte dafür, daß die

hier lebenden Geschöpfe zu »Schachfiguren« degradiert wurden.

Die Kraft machte mit ihnen, was sie wollte. Ließ sie einfach entstehen und auch wieder verschwinden…

Mit mir ebenfalls?

Es war kein guter Gedanke, der mich da überfallen hatte. Ich war in dieser Welt gefangen und mußte mich den Gesetzen unterordnen.

Es muß spannend bleiben!

Dieser Satz fiel mir wieder ein. Was mußte spannend bleiben?

Und was war überhaupt spannend?

Ein Buch, ein Film, ein Fernsehspiel? Erlebte ich vielleicht etwas von diesen drei Dingen. Bewegte ich mich noch in der Realität?

Ich drehte den Kopf und schaute dorthin, wo mein Bentley stand.

Ja, er war noch vorhanden. Plötzlich kam er mir vor wie ein guter Freund, auf den ich mich als einzigen verlassen konnte.

Wenn er schon so einsam und verlassen vor mir stand, wollte ich ihn auch benutzen. Ich hatte ja keine Ahnung, wie groß diese seltsame Welt namens Dämonia war. Das war sowieso ein Problem bei diesen anderen Dimensionen. Man konnte sie räumlich kaum erfassen, weil dort nicht die gleichen Gesetze herrschten wie auf der Erde.

Länge, Breite, Höhe, das waren Begriffe, mit denen wir Menschen Räume beschrieben, aber in Dämonenreichen konnte dies alles auf den Kopf gestellt werden. Da brachen Welten zusammen oder dehnten sich aus, und man kam sich als Mensch so ungemein verloren vor.

Ich hatte die Tür nicht abgeschlossen, öffnete den Wagenschlag und wollte mich in das Fahrzeug drücken, als ich das harte und höhnische Lachen vernahm.

Wo es aufgeklungen war, konnte ich nicht feststellen, da es von allen Seiten kam.

Plötzlich brach es ab. Dafür vernahm ich die Stimme. »Willkommen in Dämonia, John Sinclair. Ich freue mich, daß du es geschafft hast, meiner Welt einen Besuch abzustatten. Du wirst die tollsten Dinge erleben. Wie man dir schon sagte, es muß spannend bleiben. Viel Spaß auf deiner weiteren Reise durch meine Welt…«

Damit verstummte die mir unbekannte Person. Ich hatte mich sehr auf die Stimme konzentriert. Jetzt, wo sie nicht mehr aus dem Telefonhörer zu mir gedrungen war, hatte sie sich klarer angehört.

Dennoch konnte ich sie nicht identifizieren. Diese Stimme hatte ich noch nie in meinem Leben gehört.

Ich stieg ein und zog den Wagenschlag zu. Man hatte mich empfangen, man wollte, daß ich diese Welt durchforstete. Und den Gefallen wollte ich dem Unbekannten gern tun. Dämonia wartete auf mich…

Er war in den Jahrzehnten äußerlich gealtert. Sein Haar hatte längst nicht mehr den gesunden, braunen Farbton. Es war weißgrau

geworden und auch schütter.

Dennoch hatten die Jahre das innere Feuer, das in ihm brannte, nicht löschen können. Die Flamme war nicht einmal kleiner gestellt worden. Sie brannte weiter. Vielleicht sogar mit einer größeren Intensität als zuvor.

Und es war ihm gelungen, seine Arbeit zu beenden. Doch niemand hatte sie haben wollen. Die Verlage lehnten ab, er hatte sich die Füße wund gelaufen, traf immer nur auf die Arroganz gewisser Redakteure, die die Zeichen der Zeit nicht erkannten.

Auch an Harold Cecil Painter war dies nicht spurlos vorübergegangen. Zu einer anderen Arbeit konnte er sich nicht durchringen, dazu war er auch nicht fähig, und so war ihm allein das Zeichnen geblieben.

Natürlich mußte er leben. Mehr schlecht als recht brachte er die Jahre hinter sich, vergrub sich in einem alten Haus in der Londoner City. Das Haus gehörte einer Frau, die man schon als Greisin bezeichnen konnte, und die ein Faible für Bilder hatte. Jeden Monat bekam sie eines von ihm, dafür durfte er frei wohnen.

Das Bild malte er immer in wenigen Stunden. Mehr Mühe gab er sich mit seiner Geschichte, die er endlich fertiggestellt hatte.

Vor ihm lag ein dickes Album. Seite für Seite hatte er bemalt, jedes Detail wunderbar hinbekommen, und seine Schöpfungen, vermischt mit Menschen, die in der Realität lebten, waren zu einem kleinen Kunstwerk geworden. Er selbst hatte das Album binden lassen, und er selbst hatte es auch der Schwarzen Magie geweiht.

Sie war seine Zuflucht geworden. Im Laufe seines langen Lebens hatte er darüber immer intensiver nachgedacht, auch über seine Anfänge als Zeichner. Er hatte sich immer gefragt, wieso es sein konnte, daß ihm der Name John Sinclair eingefallen war.

Jahrelang war ihm dies ein Rätsel geblieben, bis er etwas über einen John Sinclair gelesen und sogar ein Bild von ihm in der Zeitung gesehen hatte.

Dann war es schlagartig über ihn gekommen.

Dieser Mann stimmte mit dem in seinem Comic haargenau überein. Es mußte ihn demnach eine Art Vorsehung überfallen haben, und genau darüber wollte er mehr wissen.

Es war der Teufel selbst, der sich bei ihm meldete und ihm mitteilte, daß HCP in seinem bisherigen Leben von der Hölle manipuliert und geleitet worden war, ohne daß er es selbst bemerkt hatte.

»Dämonia hast du gezeichnet«, hatte ihm der Höllenfürst gesagt.

»Tatsächlich aber ist es meine Erfindung. Ich habe dir die Begabung gegeben. Ich habe dich zu einer Zeitbombe der Hölle gemacht. Jetzt ist die Zeit gekommen, dein Comic wird zur Todesfalle für den, den ich mehr hasse, als alles andere in meinem Leben. John Sinclair! Ich

konnte seine Geburt nicht verhindern, aber ich habe dir einen Hinweis gegeben. Es existieren Möglichkeiten um ihn, den Geisterjäger, auszuschalten. Er soll sich darüber wundern, wie viele Gegner noch im Verborgenen schlummern, das kann ich versprechen. Du bist einer von ihnen. Dämonia wartet…«

Nach diesem klärenden Gespräch war Painter zu einem anderen geworden. Da kein Mensch mit ihm etwas zu tun haben wollte, hatte er sich voll und ganz dem Teufel verschrieben.

Was er zum Leben brauchte, bekam er. So konnte er sich voll und ganz auf seine Arbeit konzentrieren und das gewaltige Werk Dämonia schaffen. Eine trotz der guten Zeichnungen an sich tote Geschichte. Dank der Hilfe des Teufels hatte er sie mit Leben füllen können. In einer nicht weltlichen Dimension wurden seine Zeichnungen zu einergrausamen Wahrheit.

Noch immer besaß er sein altes Zeichenbrett. Davon konnte er sich nicht trennen, und es stand neben dem schrägen großen Dachfenster, dessen Fläche einen besonders guten Lichteinfall garantierte.

HCP hatte das Buch aufgeschlagen. Er schaute auf eine Szene, wo zwei Polizisten gemalt worden waren und auf einen silbergrauen Wagen zuschritten.

Einen echten Wagen.

Und das war teuflisch an dieser Sache. Comic und Realität gingen eine nahezu perfekte Mischung ein. Der Mensch John Sinclair, der sich in einer anderen Dimension bewegte, erlebte seine Abenteuer gleichzeitig innerhalb des Comics und konnte von dessen Erfinder haargenau beobachtet werden. Über dieses Phänomen dachte Painter erst gar nicht näher nach. Er nahm es einfach hin.

Und er freute sich diebisch darüber, wie er die Verlegenheit des John Sinclair bemerkte. Er hatte zweimal mit ihm auf magische Art und Weise gesprochen und ihn schon in Erstaunen versetzt, doch mit jedem Schritt, den Sinclair in diese von Painter geschaffene Welt tat, würde sein Erstaunen oder seine Angst wachsen.

Sinclair sollte erleben, wie Comic-Figuren lebendig werden konnten, ohne daß sie als solche erkannt wurden.

Dämonia riß alles an sich!

Was um ihn herum geschah, bemerkte er nicht. Sein Blick war allein auf die Zeichnung gerichtet und auf die Gestalt, die sich zwischen ihnen bewegte.

Sinclair kämpfte auch. Painter sah, wie er einen Polizisten kurzerhand niederschoß. Dieses Echsenwesen hatte ihn angreifen wollen. Der Geisterjäger reagierte richtig.

Ja, so würde die Geschichte weitergehen. Eine Figur war ausgeschaltet, aber HCP wollte dem Geisterjäger noch eine Überraschung bereiten. Als Schöpfer der Figuren konnte er mit ihnen

anstellen, was er wollte. Er konnte sie leben, aber auch sterben lassen. Seiner Ansicht nach hatten die Figuren lange genug gelebt, und Sinclair würde die Zeichnungen und den Fortlauf der Geschichte durch eine Aktion sowieso verändern.

Es mußte spannend bleiben…

Und es blieb spannend.

Als bestünde der Radiergummi aus Gold, so vorsichtig hob Painter ihn an und balancierte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. Der Gummi war eine Spezialanfertigung. Damit konnte er auch eingefärbte Szenen wegradieren.

Und das tat er. Er radierte über das Papier.

Mit glänzenden Augen schaute er zu, wie der Polizist mit dem Echsenkopf auf einmal nicht mehr vorhanden war. Sinclair stand daneben, schaute zu und wunderte sich.

Painter lachte glucksend. Für ihn war es das Höchste überhaupt, einen Menschen so an den Rand des Schreckens zu bringen. Eine Erklärung würde Sinclair nicht finden, und es sollte auch noch lange dauern, bis Painter ihm eine lieferte.

Wenn überhaupt…

Schließlich war es viel besser, die Personen durch Andeutungen zu verunsichern.

Er lachte den Geisterjäger aus. Dabei hatte er sich vorgebeugt und lachte in das Blatt hinein, das wie ein Schalltrichter wirkte, das Gelächter verstärkte und von John Sinclair vernommen wurde, das sah Painter an dessen Reaktion.

Danach sprach er mit ihm.

Er verhöhnte ihn, und er gab wieder ein wenig von dem großen Geheimnis der Welt Dämonia preis.

Mehr wollte er nicht.

Seinen Hocker besaß er nicht mehr. Dafür einen bequemen Stuhl mit einer gepolsterten Rückenlehne. Da lehnte er sich gegen, atmete tief auf und starrte gegen die hohe graue Decke des Zimmers.

68 Jahre war er jetzt genau. So lange hatte es bis zum endgültigen Sieg gedauert. Er schüttelte darüber den Kopf, sagte sich gleichzeitig, daß der Teufel eines besonders viel hatte.

Das war Zeit.

Er ließ sich von einem Menschen nichts diktieren. Der Satan war es, der die Dinge selbst in die Hand nahm, sie entweder forcierte oder sie verlangsamte.

In diesem Fall hatte er sehr lange gebraucht.

Den Geisterjäger wollte Harold Cecil Painter zunächst einmal für eine Weile vergessen. Sollte der doch versuchen, sich in Dämonia zurechtzufinden; falls er es nicht schaffte, sollte er krepieren. Erst wenn es wirklich interessant wurde, wollte Painter wieder eingreifen.

Painter rutschte vom Hocker. Seine Knochen waren alt und müde geworden. Vom langen Sitzen auch steif, und so mußte er sich zunächst einmal kräftig recken, um wieder ein wenig Geschmeidigkeit in seine Gelenke zu bekommen. Anders sah es mit seinen Händen aus. All das, was er auf das Papier brachte, war mit Leben erfüllt.

Den Fingern hatte das Alter nichts anhaben können. Sie waren nach wie vor sehr geschmeidig.

Die alten Möbel hatte er sich nicht selbst ausgesucht. Sie gehörten der Besitzerin dieses Hauses und waren in den Anfängen des Jahrhunderts hergestellt worden.

Über eine Vitrine hing ein Spiegel. Immer wenn Painter den Raum betrat, konnte er sich in der Fläche sehen. Auch jetzt entdeckte er sich wieder, schaute in sein Gesicht, sah die bleiche, weich gewordene Haut und die Tränensäcke unter den Augen. Sein weißes Haar ließ sich wieder einmal nicht bändigen. Es hing in die Stirn und bedeckte auch die Ohren. Auf der Kopfplatte dagegen war es dünn geworden und zeigte nur mehr einige zusammengewachsene Strähnen.

Fast 70 Jahre alt hatte er werden müssen, um einen Erfolg zu erzielen. Und den wollte er mit Hilfe seines großen Beschützers auskosten.

Ein Rattern schreckte ihn aus seinen Gedanken. Er kannte das Geräusch. Immer wenn die Besitzerin zu ihm kam, fuhr sie mit dem alten Gitteraufzug hoch.

Wenn es dreimal hintereinander ratterte, wußte Harold, daß der Aufzug sein Ziel erreicht hatte.

Wie immer zählte er mit, und wie immer hörte er das Schleifen, als die Gittertür aufgezogen wurde. Wenig später vernahm er die Schritte.

Mrs. Redford hatte die Angewohnheit, nie zu klopfen. Auch jetzt zog sie die Tür einfach auf und krächzte ihr »Guten Morgen, mein Lieber.«

Painter drehte sich um. »Ja, ich grüße Sie.«

Die Frau betrat das Zimmer. Sie ging gekrümmt. Die Gicht machte ihr zu schaffen. Das Haar hielt sie zumeist unter einem Kopftuch versteckt. Wenn sie ausging, streifte sie die Perücke über. Ihr Gesicht war eine verkniffene Mischung aus Falten und Muskeln.

Der gelbliche Ton ihrer Haut ließ auf einen Leberschaden schließen.

Daraus machte sie sich nichts. Sie mußte man erst totschlagen. Freiwillig verschwand sie nicht von dieser Welt.

Dicht vor dem großen schrägen Dachfenster blieb sie stehen und schaute in den grauen Himmel. »Es will einfach nicht…« Sie schüttelte den Kopf. »Aber Ihnen macht das wohl nichts aus, wie?«

»Nein, Mrs. Redford.«

Die Frau drehte sich kichernd um. Ihr hagerer Finger deutete auf Painters Brust. »Wissen Sie eigentlich, weshalb ich gekommen bin?«

»Ja, Sie wollen sich die Miete abholen.«

»Richtig. Wir haben die Monatsmitte, und da wird es Zeit, daß Sie Ihren Wohnzins zahlen!«

»Sie wissen doch, daß ich Ihnen nichts schuldig bleibe, Mrs. Redford.«

»Beschwören Sie’s nicht. Ich habe schon öfter auf meine Miete warten müssen.«

Painter war auf einen Schrank zugegangen. Daneben blieb er gebückt stehen und hob das neue Gemälde hoch, das zuvor an der Schrankecke gelehnt hatte. »Dafür sind die Bilder dann immer besonders gutgewesen.«

»Das rechne ich Ihnen auch hoch an.«

Er legte das Bild auf den ovalen Nußbaumtisch. »Haben Sie eigentlich noch Platz, Mrs. Redford?«

Die Frau reagierte bissig. »Sie wollen wohl nicht mehr malen, wie?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber gedacht!« sagte sie krächzend und drohte mit ihrem mageren Finger. »Sie sind auch nicht mehr der Jüngste, zudem ein armer Schlucker. Verderben Sie es sich nicht mit mir!«

»Wie käme ich dazu?«

»Dann zeigen Sie mir endlich das Bild!«

»Sehr gern, Mrs. Redford.« Bisher war das neue Gemälde in ein Tuch eingewickelt gewesen. Da zog er es mit einer heftigen Bewegung ab und schleuderte es zur Seite, wie ein Torero seinen roten Kampfmantel.

»Neiinnnn!« Die Alte schrie und schüttelte sich. »Das ist doch nicht wahr!«

»Wieso?« fragte Painter scheinheilig.

»Haben Sie das gemalt?«

»Und sogar signiert.«

Die Frau schluchzte auf. »Wie… wie konnten Sie mir das antun? Das ist ungeheuerlich. So etwas kann ich mir nicht aufhängen. Nein, was soll mein Besuch denken, wenn wir Bridge spielen?«

»Mögen Sie den Teufel nicht, Mrs. Redford?« erkundigte sich HCP mit leiser Stimme.

Die Frau öffnete den Mund. »Das… das soll der Teufel sein?«

»Sehr richtig.«

»Ich kann es nicht glauben. Nein, niemals. Der Teufel sieht anders aus!«

»Wie denn?«

Die Frau begann zu stottern und schnappte nach Luft wie ein Fisch an Land. »Wo ist der Pferdefuß, wo ist der Schwefelrauch, der ihn umgibt…«

»Das braucht nicht zu sein. Ich habe ihn so gemalt, wie ich ihn sehe. Mit einem fellbedeckten Gesicht, Hörnern, die aus der Stirn wachsen,

den breiten Nasenlöchern, dem bösen Mund…«

»Hören Sie auf! Vernichten Sie das Bild! Ich will es nicht haben. Sie werden mir ein neues malen.«

»Im nächsten Monat.«

Mrs. Redford schaute den Maler so scharf an, als wollte sie ihn erdolchen.

»Nein, heute noch setzten Sie sich hin. Ich will ein Frühlingsbild haben. Mit vielen Blumen darauf, aber nicht den Teufel!«

»Der Satan ist zeitlos…«

»Das ist mir egal. Bei ihm lande ich noch früh genug. Vernichten Sie das Bild und zeichnen sie einen Ersatz.«

»Was ist, wenn ich es nicht tue?«

Die Alte begann schadenfroh und krächzend zu lachen. »Sie wagen es, mir so etwas zu sagen? Sie sind ein armer Schlucker, der es nicht verstanden hat, aus seinen Talenten Geld zu machen. Sie leben praktisch von meiner Gnade. Wenn ich kein neues Bild bekomme, werfe ich sie raus aus der Wohnung! Verstanden?«

»Sie haben laut genug geredet, Sie Giftnudel!«

Nach dem letzten Wort schnappte Mrs. Redford nach Luft. So etwas hatte ihr noch niemand gesagt. Giftnudel. Sie wußte überhaupt nicht, was sie darauf antworten sollte.

Das war ungeheuerlich!

Harold Cecil Painter, der sich voll auf den Teufel verließ, nutzte die Chance. Ehe sich seine Wirtin noch erholt hatte, nahm er das Bild und klemmte es ihr unter den Arm. »Und jetzt verlassen Sie das Zimmer!« sagte er und schob sie auf die noch offenstehende Tür zu.

»Gehen Sie und kommen Sie vorerst nicht wieder! Das Bild hängen Sie sich am besten ins Schlafzimmer, denn sie passen zum Teufel wie die Faust aufs Auge.«

Um nicht zu stolpern, mußte die Frau dem Druck der schiebenden Hände nachkommen.

Sie ging auch. Erst im Flur kam sie wieder zu sich. Painter hatte die Tür geschlossen, stand dahinter, grinste böse und hörte die Alte toben.

»Das werden Sie noch bereuen!« keifte sie. »Ich lasse Sie feuern. Ich komme mit der Polizei zurück. Ich schmeiße Sie raus aus meinem Haus. Das hat man von seiner jahrelangen Gutmütigkeit. Nichts als diesen verdammten Ärger mit den Kerlen…«

Painters Grinsen wurde breiter. Dieses Weib hatte es gerade nötig, auf die Männer zu schimpfen. Nur drei Jahre war sie verheiratet gewesen, dann war ihr Mann verschwunden. Mitten in der Nacht war er aufgestanden und gegangen. Für immer. Wahrscheinlich lebte er anderswo in Freude und Frieden.

Das Toben der Giftnudel ebbte allmählich ab. Harold hörte ihre Schritte, die sich in Richtung Aufzug bewegten.

Jetzt konnte sie die Zimmertür nicht mehr im Blickfeld haben.
Trotzdem war der Maler vorsichtig, als er sie aufzog und durch den Spalt in den Flur peilte.
Er sah sie vor dem Aufzug stehen. Das Bild hatte sie mitgenommen. Um es zu zerstören, war sie einfach zu geizig. Vielleicht würde sie versuchen, es irgendwo zu verkaufen, wie sie es schon mal mit Bildern getan hatte, die ihr nicht gefielen.
Sie schaute nicht mehr zur Zimmertür zurück. Dafür streckte sie ihren linken Arm aus und bekam den Griff der Fahrstuhltür zu fassen. Ruckartig zog sie das Gitter auf.
Sie sagte noch etwas, machte den ersten Schritt – und schrie…
Es war ein gellender Schrei der Angst, er rollte durch das Haus, dann wurde er leiser und leiser.
Zusammen mit einem klatschenden Aufprall brach er ab.
Stille senkte sich über das Treppenhaus. Sie hielt wenige Sekunden an, bis sie vom Pfeifen des Malers unterbrochen wurde, als dieser sein Zimmer verließ.
Gemächlich schlenderte er auf den Aufzug zu. Die Tür stand offen. Und offen war auch die Plattform. Sie hing noch in der Verankerung, ansonsten hatte sie eine schiefe Ebene gebildet, über die Mrs. Redford gerutscht und in die Tiefe gefallen war.
Zwei Etagen!
Der Maler mußte sich bücken und den Kopf schieflegen, um sie sehen zu können. Er hatte noch gute Augen, zudem brannte das Licht, und er sah den Körper in einer schiefen Haltung wie am Boden festgeklebt.
Das Bild hielt die Frau noch immer unter den Arm geklemmt. Die bemalte Seite zeigte schräg nach oben. Dabei glaubte HCP zu sehen, daß sich das Gesicht des Teufels zu einem wissenden, satten und gleichzeitig zufriedenen Grinsen verzogen hatte.
Und auch Painter grinste.
An diesem Tage lief wirklich alles optimal…

***

Auch jetzt, als ich wieder in meinem Bentley saß, konnte ich noch immer nicht fassen, daß etwas Unwahrscheinliches hinter mir lag.
Ich blickte noch einmal durch die Seitenscheibe nach draußen und sah die Stelle auch weiterhin völlig leer.
Ein Spuk war es nicht gewesen, und ich rechnete fest damit, daß diese Welt Dämonia noch einige andere Überraschungen für mich bereithielt. Böse Dinge, die mich wahrscheinlich das Leben kosten konnten. Die beiden Polizisten waren nur der Beginn gewesen.
Ich spekulierte auch über das Phänomen Zeit. Mitten in der Nacht war ich verschwunden. Hier würde die Zeit sicherlich anders ablaufen. Ob schneller oder langsamer wußte ich nicht, jedenfalls mit irdischen

Maßstäben nicht zu vergleichen.

Zum Glück war die Technik nicht von der Magie besiegt worden.

Sie spielte nach wie vor mit, denn der silbergraue Bentley sprang sofort an, als ich den Zündschlüssel drehte.

Auch die Scheinwerfer schickten ihren weißgelben Teppich in die Dunkelheit. Das reichte mir noch nicht. Ich schaltete das Fernlicht ein, und entdeckte am Ende der ausufernden Strahlen einen Schatten. Das mußte eine Wand oder ein Wald sein. Vielleicht auch ein breites Gemäuer, ich würde es schon früh genug sehen.

Langsam fuhr ich an. Das Gelände war glatt. Es erinnerte an einen normalen Waldboden, wie ich ihn aus der Londoner Umgebung her gewohnt war. Und auch der sich im Fernlicht abzeichnende Wald konnte ebenso gut auf der Erde wachsen.

Steckte ich möglicherweise gar nicht in einer anderen Welt oder Dimension? Hatte mir dieser Unbekannte nur etwas vorgemacht?

Einen Wegweiser oder einen anderen Hinweis, der meine Vermutung untermauert hätte, entdeckte ich nicht. Nur die Außenseite des Waldes wurde vom Licht der langen, hellen Lanzen berührt.

Er wirkte gespenstisch. Tot und abgestorben, ohne das satte Grün des späten Frühlings oder des Sommers. Ein kahl wirkendes Gelände, obwohl die Bäume ziemlich dicht beieinanderstanden, so daß sich ihre Zweige berührten.

Ich sah auch dichtes, sperriges Unterholz. Es hatte sich aus abgefallenen Zweigen und Ästen gebildet. An diesem Wald war eigentlich nichts besonderes, dennoch wollte ich ihn mir genauer anschauen, lenkte den Wagen nach rechts und schaltete vom Fernlicht um auf die normale Beleuchtung. Der Wagen stand jetzt so, daß seine Lichter in den Wald hineinleuchteten.

Ich stieg aus.

Da ich den Motor ausgeschaltet hatte, umgab mich diese drückende nächtliche Stimme, die nicht einmal vom unheimlich klingenden Ruf eines Käuzchens unterbrochen wurde.

Nur meine Schritte vernahm ich, als ich langsam auf den Waldrand zuschritt.

Und dann sah ich etwas.

Links von mir, noch im Restlicht des Scheinwerfers, wuchs es als halbrunder Gegenstand aus dem Boden. Zuerst wußte ich nicht, um was es sich handelte. Ich ging näher, blieb davor stehen, und meine Augen weiteten sich.

Mit einem skelettierten Schädel hatte ich nicht gerechnet! Seine obere Hälfte schaute aus dem Boden. Er mußte schon sehr lange hier liegen. Seine Knochen waren total ausgebleicht. Es hatte keinen Sinn den Menschenschädel auszubuddeln, ich wollte mich um andere Dinge kümmern. Wahrscheinlich lauerten die nächsten Überraschungen im

Innern des Waldes.

Zuvor ging ich zu meinem Wagen zurück. Ich öffnete den Kofferraum und auch den Deckel des darin liegenden Einsatzkoffers. Dort befanden sich einige Waffen, die ich noch an mich nehmen wollte.

Ich entschied mich für den Bumerang, steckte auch die Gemme ein, noch ein Ersatzmagazin mit geweihten Silberkugeln und bewaffnete mich noch mit der Eichenbolzen verschießenden Druckluftpistole. So etwas tat ich selten, aber in dieser Welt hatte ich einfach zu wenig Anhaltspunkte und fühlte mich so unwohl, daß ich dafür kaum Worte fand.

Ich schlug die Haube wieder zu und drehte mich dem Wald zu.

Schon hörte ich das Geräusch.

Irgendwo in der Dunkelheit zwischen den Bäumen war es aufgeklungen. Mehr ein Knurren, vermischt mit einem heiseren Fauchen und auch ein schlürfendes Geifern vernahm ich.

Unbekannt war es mir nicht. Diese Laute hatte ich schon des öfteren vernommen. Und zwar immer dann, wenn ich gegen Wölfe oder dämonisch beeinflußte Raubtiere kämpfte.

Wölfe, das konnten auch Werwölfe sein.

Um kein Ziel abzugeben, bewegte ich mich nach rechts, so daß ich außerhalb des Lichtscheins geriet. Da blieb ich zunächst einmal stehen und beobachtete den Waldrand.

Wenn es tatsächlich Wölfe waren, so konnten sie vieles. Sich aber nicht lautlos bewegen.

Ich hörte sie gehen!

Das leise Knacken, Knirschen und Brechen zeigte mir an, daß die Tiere durch den Wald schlichen. Es mußten mehrere sein, denn die Geräusche erreichten mich aus verschiedenen Richtungen. Zwar glaubte ich, in der Dunkelheit Bewegungen zu sehen, das war aber nicht sicher. Dafür entdeckte ich die Augen.

Mehrere Paare, die mich anstarrten und wie blasse, gelbliche Halbmonde wirkten, die wie in der Luft nachgezeichnet zu stehen schienen.

Auch solche Augen hatte ich schon bei Werwölfen entdeckt. Ich kannte auch deren dämonische Mentalität. Sie, die Veränderten, konnten es kaum abwarten, bis sich die Finsternis über das Land gelegt hatte. Dann nämlich gingen sie auf Jagd.

Sie suchten sich Menschen aus.

Ich war ein Mensch und rechnete damit, daß sie mich auch angreifen würden.

Aber mit geweihten Silberkugeln ließen sich Werwölfe nicht nur stoppen, auch vernichten.

Deshalb hielt ich die Beretta schußbereit. Wenn sie kamen und mich angriffen, würde ich schießen. Dann war ich gespannt, ob wieder das

gleiche passierte wie bei den veränderten Polizisten.

An den lauter werdenden Geräuschen entnahm ich, daß sich die Tiere in meine Richtung bewegten. Mit ihren Pfoten schoben sie schon das Unterholz zur Seite oder zerdrückten es durch ihr Gewicht.

Schon sah ich den Schatten.

Der Wolf ging auf allen vieren. Er hatte sich nicht aufgerichtet wie ein zum Angriff bereiter Werwolf. Dafür reagierte er wie ein normales Tier. Er ließ den Waldrand hinter sich und geriet sogar in den Bereich der Autoscheinwerfer.

Er blieb stehen.

Es war ein prächtiges Tier. Dunkelbraunes Fell, ein stolzer Kopf, eine etwas langgezogene Schnauze und mit kräftigen Sprungmuskeln ausgestattet.

Wir starrten uns an.

Der Wolf wich meinem Blick nicht aus. Seine Raubtieraugen wirkten dabei so kalt und unpersönlich wie meine Berettamündung.

Es war für mich nicht zu erkennen, ob er einem Instinkt folgen oder mich in Ruhe lassen würde.

Auch ich tat nichts. Solange mich dieses Tier nicht angriff, brauchte ich nicht zu schießen.

Es nahm mich hin. Vielleicht war es der Leitwolf. Jedenfalls schüttelte er sich plötzlich, drehte nahezu träge um und verschwand wieder im Wald.

Ich entspannte mich ein wenig. Auch mein rechter Arm sank nach unten.

Hatte ich schon gewonnen? Erleichtert ließ ich die Luft über meine Lippen fließen und konnte nur mehr warten, was noch geschah.

Gar nichts geschah. Das überraschte mich positiv. Die Wölfe blieben weiterhin im Innern des Waldes. Ich hörte sie. Manchmal gaben sie Geräusche von sich, die an ein heiseres Bellen erinnerten.

Von meinen Ausflügen in anderen Welten oder Dimensionen war ich es gewohnt, daß mir meine Gegner die Initiative aufzwangen. So war es zu Beginn auch hier gewesen, nun aber stand ich allein da und mußte zusehen, wie ich weiterkam.

Daß der vor mir liegende Wald von Wölfen bewohnt war, wußte ich jetzt. Ich brauchte ihn also nicht zu durchsuchen. Aber in dieser Welt mußte es außer einen Wald auch noch etwas anderes geben.

Vielleicht sogar eine Stadt, Hügel, Berge, Täler und Monstren und Geschöpfe, die auf mich lauerten, wie mir die Stimme versprochen hatte.

Hier fand ich sie wohl nicht.

Aber da war noch der bleiche, aus dem Boden ragende Schädel.

Sollte er vielleicht eine besondere Eigenschaft besitzen?

Ich ging wieder zu ihm.

Verändert hatte er seine Lage nicht. Nach wie vor schaute er schräg aus dem Boden. Als ich mit dem gekrümmten Finger gegen ihn schlug, vernahm ich ein hohl klingendes Geräusch.

Nichts zu machen…

Meine Beklemmung war allmählich gewichen. Ich begann damit, mich in dieser Welt zurechtzufinden. Ich verspürte auch keine Angst mehr davor, sie zu erforschen.

Wieder mit dem Auto.

Es begann, als ich einsteigen wollte. Ein hoher, pfeifend schriller Laut erreichte mich. Das war kein Wolf, der so geschrien hatte. Ich schaute in die Dunkelheit über mir und sah den Schatten.

Er wirkte mit seinen gewaltigen Schwingen wie ein Teufelsrochen. Das war er nicht, denn wir befanden uns nicht unter Wasser.

Eine Fledermaus flog so tief vorbei, daß mich der von ihren Schwingen verursachte Windzug streifte und über mein Gesicht fuhr.

Dann war sie vorbei.

Ich drehte mich noch um, schaute ihr nach, hörte sie noch einmal schrill schreien und stieg wieder in meinen Wagen.

Noch hielten sich die Überraschungen in Grenzen. Das konntemeinetwegen auch so bleiben.

Mit diesem Gefühl startete ich zur nächsten Erkundungsfahrt…

***

HCP rieb seine Hände und atmete auf. Dieses zänkische Weib war er los. Und Mrs. Redford war genau zum richtigen Zeitpunkt gestorben. Jetzt konnte ihm keiner mehr ins Handwerk pfuschen. Er hatte Ruhe, um seine Arbeiten fortzuführen und zu vollenden.

Natürlich würde es Probleme geben. Schwere sogar, denn Mrs. Redford hatte einige Bridge-Tanten gehabt, die ihre Partnerin sicherlich vermissen würden. Zum Glück erst in den nächsten Tagen, wenn sie sich wieder trafen. Bis zum Freitag hatte er Ruhe.

Painter war in den Keller gestiegen. Die Tote, die er aus dem Fahrstuhl befreit hatte, trug er auf die Schulter gelegt. Im Keller roch es muffig und aufrecht stehen konnte Painter nicht, da er sonst mit dem Kopf gegen die Decke gestoßen wäre. Einige Winkel und Nischen boten sich als Versteck für die Leiche an.

Er legte sie in die entfernteste Ecke. Noch einmal sah er ihr bleiches Gesicht. Noch im Tode waren die Züge verzerrt und schmerzgezeichnet.

»Das hättest du dir alles sparen können, alte Giftnudel!« flüsterte er. Painter war davon überzeugt, daß sich der Teufel auf seine Seite gestellt und ihm geholfen hatte. Daß die Plattform des Fahrstuhls nach unten gefallen war, konnte man nicht als Zufall bezeichnen.

Dahinter steckte schon die Hand des Satans.

Er ließ die Leiche los. Sofort sank die Tote zusammen. In einer gekrümmten Haltung blieb sie liegen. Mit der rechten Schulter stieß sie dabei gegen die Kellerwand.

Abermals rieb sich der Mann die Hände. »Das war's dann«, kicherte er, drehte sich um und gönnte der Toten keinen Blick mehr.

Sie interessierte ihn einfach nicht.

Geduckt schritt er den gleichen Weg zurück. Er nahm auch die Nottreppe bis zu seiner Etage und fühlte sich mit jedem Schritt, den er zurücklegte, glücklicher. Er hatte sich eines Problems entledigt.

Dieses Weib würde ihm nicht mehr gefährlich werden. Zudem gehörte ihm jetzt das Haus. Er konnte schalten und walten, wie er wollte. Auf keinen brauchte er Rücksicht zu nehmen.

Sein Atelier sah er mit anderen Augen. Endlich brauchte er auch nicht die Tür zu schließen. Störungen würde es nicht mehr geben, und er konnte sich intensiv mit dem Fortgang der Comicgeschichte beschäftigen.

Eigentlich war sie ja fertig. Er hatte sie bis zum negativen Ausgang des Finales gebracht, aber der letzte Pfiff fehlte noch. Painter mußte sich umstellen, wenn er eine neue Person mit in die Geschichte hineinbrachte. Und diese Person, die ja lebte, sollte all den Horror zu spüren bekommen, den er in seinem Album verewigt hatte.

Vor dem schrägen Zeichenbrett blieb er stehen. Er hatte die Unterlippe vorgeschoben und die Augen verengt, als er auf die Bilder starrte. Bisher war noch nicht viel passiert. Sinclair bewegte sich zwar durch eine düstere Landschaft, mußte die Umgebung als Bedrohungempfinden, nur wurde er nicht angegriffen. Die andere Macht hielt sich noch zurück. Seine Geschöpfe wollten nicht so recht.

Das würde sich ändern!

Harold Cecil Painter schaute noch einmal genau hin. Er grinste breit und nahm seinen schmalen Stift an sich. An den Zeichnungen würde er etwas verändern. Er wollte den Schrecken mehr verdeutlichen, und Sinclair mußte sich darin wie in einem Netz fangen.

Er zeichnete mit Tusche. Für einen Augenblick war er unschlüssig, wo er beginnen sollte. Eigentlich mußte es mit einem richtigen Paukenschlag anfangen.

Sinclair sollte aus dem Zittern nicht mehr herauskommen. Wenn Painter jetzt zeichnete, würde der Teufel seine Hand führen, und das war gut so. Aus toter Materie, aus einfachen Bildern würden lebende Szenen werden, in denen sich die Gefahr verdichtete und schließlich eskalierte.

Plötzlich hatte er den Beginn gefunden.

Es war eine der kleinen Boxen. Eigentlich war in ihr nicht viel zu sehen.

Eine schwarze Wolkenwand, die von mehreren Blitzen gespalten

wurde. Dazu der Donner, auch nur mit einem Wort angedeutet.

Ein Comic, der leben sollte, mußte anders wirken.

»Na denn!« flüsterte er, und es klang wie ein Versprechen. »Die Zeit der Ruhe ist für dich vorbei, John Sinclair. Endgültig!«

***

Und das war sie auch!

Aus dem Nichts erschien der Blitz.

Er kam rasant aus der Schwärze und hatte den Himmel in zwei Teile gespalten, bevor er auf mich zujagte.

Ich sah ihn deshalb, weil ich geblendet wurde, und auch unwillkürlich auf die Bremse trat.

Für nicht einmal die Dauer einer Sekunde wurde die Welt vor mir in ein fahles Licht getaucht, das so wirkte, als bestünde es aus den Körpernleuchtender Geister. Es war schnell wieder verschwunden, dennoch hatte ich noch immer das Gefühl, in eine hellere Umgebung zu schauen, bis der Donner aufklang.

So gewaltig, so laut und dröhnend, wie ich ihn noch nie im Leben gehört hatte.

Das waren schmetternde Schläge, die auf mich niederprasselten, als wollten sie die Erde aufreißen. Der Wagen wurde ebenfalls von den Wellen getroffen. Ich glaubte sogar, daß er zitterte und leicht abheben würde. Das war eine Einbildung, aber der Donnerschlag hatte mich schon erschreckt, denn ich stand und hockte angespannt und geduckt hinter dem Lenkrad. Donner und Blitz waren wie aus dem Nichts gekommen. Nur ein Einzelfall? Oder würde ich jetzt in ein Gewitter hineingeraten, das sich gewaschen hatte. In der Welt Dämonia war eben vieles anders. Da würden auch die Naturereignisse ihre eigenen Gesetze haben.

So saß ich da und wartete auf den nächsten Schlag.

Zuerst erschienen die Blitze. Diesmal waren es mehrere. Sie hatten sich vereinigt, schossen von mehreren Seiten auf mich zu, trafen zusammen und bildeten ein fahles Netz, das sich deutlich von dem dunklen Himmel abhob.

Ein Muster wie gemalt, das diesmal länger in der Luft stand, nachzitterte und auch einen fahlen Schein abgab, der die Umgebung ein wenig erhellte.

Ich hatte mich diesmal nicht so sehr überraschen und ablenken lassen, da ich wissen wollte, wo ich mich befand. Ich wollte einfach nicht daran glauben, daß die Welt Dämonia nur aus einer Ebene und hin und wieder einem dicht wachsenden Wald bestand. Hier konnte es durchaus Dinge geben, die ich auf der Erde nicht erwartete.

Und die gab es.

Noch strahlte der Blitz auf, als ich vor mir kein Gelände mehr sah.

Es war plötzlich verschwunden. Ich stand mit der Schnauze des Bentleys dicht vor einem Abgrund, der vorhin noch nicht existiert hatte. Kalt rann es meinen Rücken hinab. Ich mußte daran denken, wie das von mir vernichtete Wesen verschwunden war.

Ebenso wie der Weg vor mir. Einfach weg, so daß ich nicht weiterkonnte.

Der nächste Donnerschlag riß mich aus meinen Gedanken. Er grollte durch die Nacht, kam mir wie ein Hohnlachen vor, aber ich kümmerte mich nicht darum. Ich schaute in den Rückspiegel. Wenn es schon keine Chance gab, nach vorn wegzufahren, mußte ich zurück.

Das ging auch nicht. Zum Glück hatte ich in den Spiegel geschaut, denn hinter mir entstand plötzlich eine Mauer. Hoch, groß und breit. Wie aus dem Nichts kam sie, als hätte sie jemand in die Luft gezeichnet.

Bildete ich sie mir ein, oder gab es sie tatsächlich? Das wollte ich herausfinden, warf den Rückwärtsgang rein und konnte nur mehr eine Handbreit zurückrollen, dann stand der Bentley dicht an der Mauer.

So ging es nicht weiter.

Es blieb der Weg in die Schlucht.

Mittlerweile wurde mir mulmig zumute. Auf meiner Stirn lag der kalte Schweiß. Hier spielte jemand mit mir, den ich nicht kannte, und er trieb ein verdammt grausames Spiel. Diese Welt beherrschte er völlig, und er hatte mich in eine raffinierte Falle gelockt.

Wo sollte ich hin?

Da gab es nur eine Lösung. Ich mußte über den Abgrund. Leider konnte der Bentley nicht fliegen. Und ich ebenfalls nicht.

Die Tiefe konnte ich nicht einmal schätzen, weil ich den Grund nicht sah. Aber ich entdeckte etwas anderes. An der anderen Seite des Abgrunds flackerte es auf.

Ein unruhiges, nervös wirkendes Licht. Zuerst nur mehr ein kleiner Punkt, der flackerte und einmal während eines Blitzschlags völlig verschwand, sich anschließend vergrößerte und mit seinem Schein die Düsternis erhellte.

Da weder Blitze zuckten noch Donner grollten, konnte ich mich auf das Licht konzentrieren.

Es wuchs.

Und es zeigte mir, daß ich doch eine Chance bekam.

Es war kaum zu fassen, denn ich hatte sie vorhin nicht gesehen, aber jetzt spannte sich über dem Abgrund eine Brücke. Und sie sah ziemlich stabil aus.

Ich hatte das Gebläse eingeschaltet, weil ich die Scheiben frei bekommen wollte. Diese Brücke bereitete mir Kopfzerbrechen. Woher war sie gekommen? Die konnte doch nicht aus dem Nichts entstanden sein.

Dennoch war dem so, denn vor meinen Augen wuchs die Brücke allmählich auf mich zu.

Sie wurde länger und länger, schälte sich Stück für Stück aus der Finsternis, wobei sie vom wandernden Licht begleitet wurde.

Abermals kam sie mir so vor, als würde sie gerade jetzt in diesen Augenblicken noch gemalt.

Das war zwar kaum möglich, aber ich hatte keinen anderen Vergleich. Ein wenig trocken wurde mir im Hals.

Nur mehr einige Yards, dann hatte die Brücke auch meine Seite erreicht.

Und die schaffte es.

Plötzlich hatte sie Kontakt. Direkt vor den Reifen meines Bentleys schloß sie ab. Das Licht der Scheinwerfer fiel auf ihre Bohlen. In der Breite paßte sie auch. Ich konnte hinüberfahren.

Mit welch einem Risiko!

Auch wenn ich sicher war, daß die Brücke aus Metall bestand, hatte ich dennoch das Gefühl, mich auf weichem Boden zu bewegen. Ich hatte gesehen, wie sie entstanden war, und ich glaubte daran, daß sie auch ebenso gut wieder verschwinden konnte.

Aber stehenbleiben?

Wie lange mußte ich in dieser verdammten Welt Dämonia dann warten? Einen Tag, hundert, tausend?

Es waren verrückte Gedanken, die durch meinen Kopf schossen.

Wahrscheinlich nur deshalb, weil ich mich auch in dieser verfluchten Zwangslage befand.

Mein unbekannter Gegner hatte mir zunächst die Lösung mit der Brücke angeboten. Ich entschloß mich, ins kalte Wasser zu springen und den anderen nicht zu enttäuschen.

Ich startete sehr vorsichtig. Ein wenig schlug ich das Lenkrad noch ein, um genau zwischen die beiden Seiten zu gelangen, die das Geländer bildeten.

Vom normalen Untergrund rollte ich auf den Metallboden. Er war wesentlich härter, da federte nichts mehr, und ich spürte, wie die Reifen über die einzelnen Platten fuhren, die nicht genau dicht an dicht lagen, sondern Zwischenräume bildeten.

Als Autofahrer soll man entspannt sein. Mir fiel es in diesen Augenblicken schwer, da ich sehr angespannt hinter dem Lenkrad saß und den Ring mit beiden Händen hart festhielt.

Jetzt befanden sich auch die Hinterräder auf der Brücke.

Unter mir gähnte der Abgrund. Ein komisches Gefühl.

Wenn ich dann noch daran dachte, daß die Brücke eventuell zusammenbrach, wurde mir ganz anders. Schon bekam ich wieder leichte Schweißausbrüche. Im Nacken spürte ich ein Ziehen.

Daß die Brücke stabil gebaut war, hatte ich zuvor nur gesehen.

Das bekam ich jetzt bestätigt, denn trotz des über sie rollenden Gewichts schwankte sie nicht. Wenn ich in der Spur blieb, konnte ich glatt und auch sicher fahren.

So rollte ich weiter.

Yard für Yard legte ich zurück. Das drückende Gefühl in meinem Magen wich allmählich, zwar fühlte ich mich nicht wohl, aber mir ging es ein wenig besser.

Ich vergaß auch nicht, in die Spiegel zu schauen. Innenspiegel, Rückspiegel, und da sah ich es.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, weil es so verflucht irreal und unnormal war, aber der Spiegel zeigte mir die gesamte, grausame Wahrheit.

Die Brücke hinter mir verschwand!

So plötzlich, wie sie entstanden war, geriet sie auch wieder aus meinem Sichtbereich. Es fielen keine Trümmer in die Schlucht, wie es normal gewesen wäre. Nein, die ganze Konstruktion löste sich auf, ohne daß ich irgendeinen Laut hörte.

Wie bei dem Echsenköpfigen. Auch er war verschwunden, als hätte ihn jemand ausradiert.

Dieser für mich nicht erklärbare Vorgang lief mit einer nahezu provozierenden Langsamkeit ab. Er war auch nicht schneller als ich, und ich konnte davon ausgehen, daß er mich nicht erreichte, wenn ich mein Tempo beibehielt.

Gern hätte ich auf das Gaspedal gedrückt. Den Wunsch unterdrückte ich und riß mich zusammen.

Nur mehr so langsam und behutsam wie möglich tastete ich mich voran. Die Räder rollten über die Bohlen, das Metall vibrierte und zitterte noch ein wenig nach, ich merkte auch die leichten Stöße und schaute hin und wieder in den Spiegel, um das Verschwinden der Brücke weiterhin zu beobachten.

Wäre sie normal gewesen, hätte sie die Belastung überhaupt nicht ausgehalten. Sie wäre in die Tiefe gefallen. Zusammen mit mir in einem gähnenden Loch verschwunden.

Doch sie blieb vor mir. Es wurde mir klar, daß auch die Existenz dieser Brücke eine magische Basis haben mußte.

Die Hälfte der Strecke hatte ich ungefähr hinter mich gebracht.

Noch lagen 50 Prozent vor mir. Ich war gespannt, ob ich sie auch so sicher schaffen würde.

Rechts und links des Bentleys befanden sich die Geländerstreifen so dicht in der Nähe des Wagens, daß ich immer das Gefühl bekam, sie im nächsten Augenblick zu berühren.

Das blieb nicht so, denn plötzlich sah ich an den beiden Geländerseiten die roten Lichter. Auch sie waren plötzlich vorhanden, und sie vermehrten sich sehr schnell.

Es waren Schädel!
Totenschädel.
Gefüllt mit einem rotglühenden Licht, das aus den leeren Augenhöhlen strahlte und die Schädel zu einer makabren Markierung für mich machte. Sie standen in einer bestimmten Reihenfolge, immer dort, wo Querstreben in die Höhe stachen und eine Verbindung mit dem waagerechten Geländer eingingen.
Selbst das rote Licht konnte die Bleichheit der Köpfe nicht vertreiben. Sie begrüßten mich höhnisch. Da das Licht in ihrem Innern flackerte, schienen sie mir zuzublinzeln und sich zu bewegen, und jedes Zittern des Metalls übertrug sich auch auf sie.
Laß dich nur nicht ablenken! sagte ich mir. Behalt die Nerven, alter Junge, dann schaffst du es!
Das war leichter gesagt, als getan. Ich mußte schon sehr achtgeben, daß ich nicht in Schwierigkeiten geriet und das Lenkrad irgendwie verriß.
Die andere Seite kam immer näher. Und hinter mir fiel die Brücke mit der gleichen Geschwindigkeit zusammen. Als die leuchtenden Totenschädel erreicht wurden, verlöschten auch sie, so daß ich nur mehr vor mir die flackernde Wegmarkierung erkannte.
Die Sekunden dehnten sich endlos. Ich hatte längst eine trockene Kehle bekommen. Meine Gesichtszüge spannten sich immer mehr.
Diese Fahrt über die Brücke glich schon einer Folter. Ich konnte mir gut vorstellen, daß mein unbekannter Gegner erst zuschlug, wenn ich es fast geschafft hatte und mich mitsamt meinem Fahrzeug in die Tiefe riß.
Das tat er nicht.
Meine Hoffnung wuchs, als die Vorderräder bereits den Boden hinter der Brücke berührten und dort auch den nötigen Halt fanden.
Nachdem auch die Hinterräder Kontakt bekommen hatten, drückte ich auf das Gaspedal und fuhr schneller weg. In völliger Sicherheit schließlich trat ich auf die Bremse, ließ mich über das Lenkrad sinken und atmete zunächst einmal scharf aus.
Das war geschafft.
Daß hinter mir die Brücke verschwand, interessierte mich nicht.
Ich schaute erst wieder hin, nachdem ich mich einigermaßen erholt hatte.
Und da war von einem Abgrund nichts mehr zu sehen. Ich kniff die Augen zu, öffnete sie wieder, das Bild blieb, der Spiegel log nicht. Deshalb stieg ich aus. Kalte Luft wehte mir entgegen. Sie roch irgendwie rein und klar. Ich dachte an das Gewitter. Es hatte die Luft so verändert. Das Land Dämonia gab mir tatsächlich Rätsel auf, und ein größeres Rätsel war der nicht mehr vorhandene Abgrund.
Kopfschüttelnd blieb ich stehen. So etwas konnte ich einfach nicht

fassen. Da spielte jemand mit mir Katz und Maus. Fast schien es so, als hätte der andere meine Gedanken verstanden, denn plötzlich meldete er sich.

Es begann mit einem Lachen. Nicht dröhnend und triumphierend, sondern kichernd, dennoch laut, schrill und hoch. »Na, Sinclair, wie ist es?« Vergeblich suchte ich den Sprecher. Er mußte irgendwo im Dunkel über mir lauern, dabei wollte er nicht, daß die Dunkelheit blieb, denn der Himmel erhellte sich.

Er bekam einen grauen Ton. Von Sekunde zu Sekunde erkannte ich ihn besser. Schließlich hatte der eine nebelgraue Farbe angenommen, und die blieb auch.

Das aus dem Himmel fallende schwache Licht fiel ebenfalls über das Land, in dem ich mich befand.

Ich konnte zwar besser sehen, aber nicht viel erkennen. Kein Wald mehr, auch keine Büsche, Hügel oder Täler, nur etwas erkannte ich.

Inder Ferne entdeckte ich die Umrisse eines alten Hauses. Selbst auf diese Distanz hin sah es aus, als würde es jeden Augenblick zusammenbrechen, so windschief war es gebaut worden.

Sollte ich dorthin? »Was hast du mit mir vor?« Ich schrie einfach in den grauen Himmel hinein und hoffte auf Antwort.

Der Unbekannte enttäuschte mich nicht. »Noch vieles, Geisterjäger. Ich habe noch viel mit dir vor, nur werde ich es dir nicht verraten, da ich und diese Welt immer für Überraschungen gut sind.«

»Und wem gehört Dämonia?«

»Mir.« Das wollte ich ihm nicht so ganz abnehmen. »Nicht dem Teufel?« hakte ich nach. »Nein, nur mir. Ich bin ihr Erfinder. Ich habe sie erschaffen, obwohl mich jemand dabei unterstützte.«

»Also doch der Teufel!«

»Vielleicht.«

Der Unbekannte konnte erzählen, was er wollte. Diese Sache hier sah mir ganz nach einer Arbeit meines speziellen Freundes Asmodis aus. Bestimmt hatte er seine haarigen Klauen mit im Spiel.

»Was soll ich jetzt tun?« fragte ich wieder laut.

»Dich verteidigen und Schutz suchen.«

Ich lachte diesmal. »Gegen wen soll ich mich verteidigen, und wo soll ich Schutz suchen?«

»Schutz bekommst du vielleicht in dem kleinen Haus, das du siehst. Und gegen wen du dich schützen mußt, wirst du bald erkennen, glaub es mir.«

Wieder lachte mich der andere aus. Ich hatte niemanden entdeckt, wollte jedoch nicht an einen Bluff glauben, da in dieser verfluchten Welt alles möglich war.

Von meinem Wagen hatte ich mich einige Schritte entfernt. Jetzt ging ich wieder zu ihm. Noch immer sah ich nichts, das mir hätte

gefährlich werden können.
Bis ich das Knurren hörte.
Augenblicklich blieb ich stehen!
Diese Laute waren mir nicht unbekannt. Ich hatte sie vor meiner Fahrt über die Brücke gehört, aber ich hatte nicht gesehen, daß ich von den Wölfen verfolgt worden war.
Und jetzt befanden sie sich in meiner Nähe!
Wo?
Das Gelände war flach. Deckungen gab es nicht. Da das Licht auchbesser geworden war, mußte sie sich vom Erdboden abheben…
Wieder hörte ich das Knurren.
Diesmal wußte ich, aus welcher Richtung es gekommen war.
Dort, wo mein Bentley stand, hatten sie sich versteckt. Wahrscheinlich sogar hinter dem Fahrzeug, so daß ich sie nicht erkennen konnte.
Ich zog die Beretta, lief hin und hatte kaum die ersten Schritte getan, als die Wölfe vor mir Reißaus nahmen. Mein Gott, waren die schnell!
Plötzlich glitten die langen, grauen Schatten blitzartig über den Boden, um eins zu werden mit der grauen Düsternis, die über dieser Welt lag.
Es hatte für mich keinen Sinn, sie zu verfolgen. Diese Wölfe machten sowieso mit mir, was sie wollten. Sie waren meine Begleiter, wollten mich kontrollieren, aber nicht schützen.
Werwölfe waren es nicht. Ich brachte sie auch nicht mit Lupina oder Morgana Layton in Verbindung und verwarf den Gedanken, daß sie von Fenris geleitet wurden, ebenfalls.
Die sorgten für ihr eigenes Spiel.
»Dann eben nicht«, sagte ich und überwand die Distanz zu meinem Silbergrauen.
Abgeschlossen hatte ich die Tür nicht, zog sie auf, setzte mich hinter das Steuer und dachte daran, was mir der Unbekannte mitgeteilt hatte.
Eine Zuflucht sollte ich mir suchen.
Ich lachte leise auf. Das war bestimmt keine Zuflucht. Es roch mir eher nach einer Falle, aber eine erkannte Falle ist in der Regel halb so schlimm.
Und völlig waffenlos war ich auch nicht…
Wieder startete ich.
Obwohl mein Wagen seine Jahre bereits auf dem Buckel hatte, lief der Motor noch sehr leise. Aus diesem Grunde vernahm ich auch das Hecheln hinter mir.
Ich wurde zu »Eis«. Über meinen Rücken krochen unsichtbare Spinnenbeine, und sehr vorsichtig hob ich den Kopf an, um in den Innenspiegel zu schielen.

Da sah ich es.
Die verdammten Wölfe hatten auf mich gelauert. Sie schoben ihre Köpfe über die Rückenlehnen der Vordersitze hinweg, hatten dabei die Schnauzen geöffnet, und ich sah die roten, langen Zungen wie Lappen aus ihren Mäulern hängen.
Begrenzt aber wurden sie von messerscharfen Reißzähnen!
Diesmal wurde es ernst…

***

Es war ein hechelnder, keuchender Atemzug, der aus dem Munde des Zeichners drang. Seine Augen glänzten. In dem alten Gesicht spiegelte sich plötzlich die Frische der Jugend wider, und er fühlte sich in alte Zeiten zurückversetzt.
Es war alles noch so wie früher. Der Teufel hatte seine schützende Hand über ihn gelegt, und er ließ es zu, daß er mit einem Menschen spielte wie mit einer Figur.
In der rechten Hand hielt er noch immer seinen Stift. In der linken den Spezial-Radierer, der dafür gesorgt hatte, daß die gezeichnete Brücke sehr schnell wieder verschwand.
Und Sinclair hatte das Nachsehen gehabt.
Harold Cecil Painters Herz hüpfte beinahe vor Freude, als er an die Reaktionen des Geisterjägers dachte. Himmel, hatte er eine Angst, daß es noch schiefgehen konnte. Das aber lag allein in der Hand des Malers. Und der wollte den Geister Jäger noch nicht vernichten, denn die große Überraschung sollte Sinclair noch erleben.
Dann würde er durchdrehen, wahnsinnig werden und sich vielleicht selbst erschießen, weil er das Grauen einfach nicht vertragen konnte. Er wollte Sinclair zerbrechen, das hatte er dem Teufel versprechen müssen. Aber zuvor mußte der Geisterjäger gequält werden.
Painter hatte nicht vergessen, sich über seinen Feind zu informieren. Er wußte, daß John Sinclair Freunde besaß, die für ihn durchs Feuer gingen. Aber in der Welt Dämonia stand er mutterseelenallein. Da gab es niemand, der ihm helfen konnte. Sinclair mußte sich schon auf sich selbst verlassen.
Und er würde in die tödliche Falle rennen, die er, Painter, sich für ihn ausgedacht hatte.
Die Brücke lag hinter dem Geisterjäger. So war es auch gewollt worden. Painter sah Sinclair aussteigen. Er hatte sich längst an das Phänomen gewöhnt, eine fremde, von ihm nicht erschaffene Person, in seinem Comic sich bewegen zu sehen.
Jetzt konnte er sich Möglichkeiten ausdenken, um Sinclair zu quälen. Da wäre vielleicht ein Käfig gut gewesen, in dem sich Sinclair verfangen konnte.
Painter bewegte bereits seinen Malstift auf das Blatt zu, als er die

Hand wieder zurückzog.

Nein, vorerst wollte er den Geisterjäger kämpfen sehen. Man sagte ihm ja Mut und Entschlossenheit nach. Vielleicht konnte Sinclair dies unter Beweis stellen.

Und so zeichnete er eine andere Szene in den Kasten hinein.

Schon immer hatte Painter ein Faible für Wölfe gehabt. Dies spielte er nun aus. Während Sinclair noch dastand und überlegte, schuf der Zeichner in Windeseile die Wölfe. Und er setzte sie so, daß sie hinter dem Bentley in Deckung lagen.

Kaum hatte er eine Zeichnung beendet, als die Kraft der höllischen Magie ihr schon Leben einhauchte.

Und Painter machte weiter.

Dann fiel ihm noch ein Gag ein.

Weshalb sollte er die Tiere noch außerhalb des Wagens zeichnen.

Im Innern waren sie ebenfalls gut aufgehoben.

Das tat er auch, wobei er sich diebisch darüber freute…

***

Ich hatte mich schon öfter gegen blutgierige Wölfe zur Wehr setzen müssen, aber nie in der Enge eines Wagens. Da konnte ich einfach nicht der Gewinner sein, vor allen Dingen dann nicht, wenn ich es mit mehreren Gegnern zu tun hatte.

Nein, der Wagen war schlecht.

Also raus!

Dieser Gedanke wurde von mir sofort in die Tat umgesetzt. Bevor die Wölfe noch dazu kamen, ihre Zähne in meinen Nacken zu schlagen, hatte ich bereits den Wagenschlag aufgestoßen und ließ mich aus dem Fahrzeug rollen. Ich kam sicher auf und wollte die Tür wieder zutreten. Das ließen die Wölfe nicht zu.

Das erste Tier befand sich bereits auf dem Vordersitz und stemmte sich gegen die zufallende Wagentür.

Sie schwang wieder auf, der Wolf erschien voll in meinem Blickfeld, denn ich lag jetzt auf dem Rücken und mit schußbereiter Waffe.

Das Tier sprang.

Streicheln wollte es mich bestimmt nicht, und so handelte ich, wie ich handeln mußte. Mein Zeigefinger brauchte nur den Druckpunkt zu überwinden, und das tat ich.

Die geweihte Silberkugel war schneller als der Wolf. Er kam nicht einmal dazu, seinen Körper aus dem Wagen zu wuchten, da schlug das Geschoß bereits ein.

Plötzlich wuchtete er seinen Körper in die Höhe. Mit dem Schädel stieß er gegen die obere Türkante, ich vernahm einen keuchenden Grunzlaut und sah auch die Blutfontäne, die aus seiner Halswunde strömte und vor dem Wagen eine Lache bildete.

Der Körper selbst sackte zusammen. Er wurde so klein, daß er für den zweiten genügend Platz schaffte.

Und der sprang.

Er hatte mich praktisch kalt erwischt. Genau in dem Augenblick, als ich auf die Füße kam, verließ der lange, graue Schatten den Wagen und drang in einem Halbbogen auf mich zu.

Nicht einmal einen Schnappschuß konnte ich abgeben. Ich warf mich nur nach hinten und hoffte, daß mich das Tier und vor allen Dingen seine Zähne verfehlten.

Ich war schnell.

Noch schneller als der Wolf, denn er landete nicht auf meinem Oberkörper, sondern erwischte die Beine. Sein böses Knurren zwang mich zu einer schnellen Reaktion.

Ich richtete mich auf, das Gewicht des Wolfes lag auf meinen Beinen, und ich spürte schon die Zähne am Stoff der Hose.

Als ich abdrückte, blendete mich das Mündungsfeuer. Auf diese Distanz konnte ich einfach nicht fehlen, und das Tier wurde von der Silberkugel getroffen. Es warf seinen Kopf in die Höhe, die beiden Kiefer klackten zusammen, aber zwischen den Zähnen befand sich zum Glück nichts von mir.

Dann kippte die Bestie zur Seite.

Ich federte wieder hoch, wartete auf die anderen Tiere, die jedoch ließen sich nicht blicken.

Der erste Wolfskörper hing noch halb auf dem Sitz und damit im Wagen. Ich packte zu und schleuderte ihn raus. Sein Fell war dicht, fühlte sich aber auch strohig an, so daß ich froh war, als er vor meinen Füßen lag.

Die Überraschungen rissen tatsächlich nicht ab. Bisher jedoch hatte ich mich gut gehalten.

Eines allerdings bereitete mir Sorgen. Wie hatten es die beiden Wölfe geschafft, von mir ungesehen, in den Bentley zu gelangen.

Schließlich hatte ich den Wagen nicht aus den Augen gelassen, und die beiden Tiere wären mir aufgefallen.

Diese Tatsache war es, die die Welt Dämonia für mich so unberechenbar und unheimlich machte. Andere Dimensionen und Welten hatte ich genügend kennen und auch begreifen gelernt, nur diese Welt stellte mich, je tiefer ich in sie eindrang, vor immer größere Rätsel.

Wenn das so weiterging, würde ich irgendwann daran verzweifeln. Mein unbekannter Gegner schien recht zu behalten.

Als ich an ihn dachte, hob ich automatisch wieder den Blick.

Suchte ihn, wollte auch seine Stimme hören, diesmal hielt er sich seltsamerweise akustisch zurück.

Kein Fluch, kein Lob. Er wartete ab, was mir wiederum überhaupt

nicht gefiel.

Sicherlich heckte er bereits eine neue Gemeinheit aus, mit der er mich quälen wollte. Ob er die Waffe schickte oder andere Geschöpfe, im Prinzip war es gleich, ich mußte mich gegen alles verteidigen können, was auf mich zukam.

Darauf konnte und wollte ich auch nicht warten. Ich rief mir seine Worte wieder ins Gedächtnis zurück. Er hatte von einem Haus gesprochen, in dem ich angeblich Schutz finden konnte. Gut, ich wollte hinfahren, um ihn nicht zu enttäuschen.

Sicherheitshalber ging ich um den Bentley herum. Dabei schaute ich auch durch die Scheiben, noch einmal wollte ich keinen unangemeldeten Besuch bekommen.

Es waren keine Wölfe mehr zu sehen. Auch weiter entfernt hoben sich die Körper nicht von der Oberfläche ab.

Sollte diese fremde, unheimliche Welt Dämonia mich tatsächlich in Ruhe lassen?

Es wäre zu schön gewesen. Sehr vorsichtig und auch ungemein wachsam ging ich auf meinen Silbergrauen zu. Es waren nur wenige Schritte, und ausgerechnet während dieser Augenblicke erwischte es mich wieder.

Es waren glühende Lanzen, die aus dem Dunkelgrau des Himmels nach unten jagten.

Der ersten konnte ich durch einen raschen Sprung entgehen, so daß sie rechts neben mir in den Boden raste. Die zweite Lanze erwischte mich auch nicht, da mein Bocksprung fast zirkusreif war. Der dritten entkam ich ebenfalls, doch an den Bentley und damit an die Flucht kam ich nicht heran.

Diese feurigen, langen Gegenstände sausten wie abgeschossene Pfeile vom Himmel. Sie rahmten mich ein, und ich hatte eingesehen, daß es am besten war, überhaupt nichts zu tun.

So blieb ich stehen.

Steif, den Rücken hart durchgedrückt, innerlich zitternd, in Schweiß gebadet und darauf lauernd, daß ich irgendwann einmal von den Feuerlanzen durchbohrt wurde.

Das geschah nicht. Sie rahmten mich nur ein, und bildeten tatsächlich einen rechteckigen Käfig.

Eine letzte Lanze fiel. Ich hörte, wie sie in den Boden hämmerte, dann war es still.

Ich starrte auf die feurigen Stäbe vor mir. Sie waren sehr lang, jedenfalls größer als ich, dabei nicht glatt, weil sie vom Feuer umtanzt wurden. Es waren zitternde, kleine Flämmchen, und ich hütete mich, auch nur nach einem Stab zu greifen.

Wahrscheinlich spekulierte nur mein unbekannter Feind darauf, ich jedenfalls wollte mir meine Hände nicht verbrennen.

So wartete ich.
Der Käfig war dicht. In den Raum zwischen den Stäben hätte nicht einmal mehr eine schräggelegte Hand von mir gepaßt. So war an einen Ausbruch nicht zu denken.
Nur nach oben hatte ich freie Sicht. Es gab keine waagerecht liegenden Flammenspeere, die über mir ein Dach gebildet hätten.
Um das Gitter jedoch zu überspringen, war es zu hoch.
Die Stäbe warfen einen flackernden Schein. Unruhig bewegte er sich über den Boden, erhellte auch die Dunkelheit, schuf allerdings mehr Schatten als Licht, dessen Ränder sich bewegten.
Und das Feuer lockte sie an.
Es waren die Wölfe.
Aus dem Hintergrund näherten sie sich. Da die Flammen ziemlich ruhig flackerten und außer meinem Atem nichts zu hören war, vernahm ich das Klatschen der Pfoten.
Es war ein Rhythmus, der mir das Blut schneller durch die Adern trieb. Ich war gespannt darauf, was die Wölfe unternehmen würden, wenn sie ihre beiden toten Artgenossen sahen.
Zunächst einmal gerieten sie in den äußeren Schein des Feuerkreises. Ihre Gestalten schoben sich schattenhaft hinein, bildeten selbst Schatten, die an den Feuerstangen in die Höhe glitten und diese mit einem dunklen Muster belegten.
Die Tiere knurrten.
Es hörte sich gefährlich an. Ich sah ihre offenen Mäuler, und selbst ihre Gebisse wurden von dem roten Schein erfaßt, so daß sie einen leichten Blutanstrich bekamen.
Drei Wölfe zählte ich.
Ich kam wahrscheinlich nicht aus dem Käfig. Aber konnten sie hinein? Daran glaubte ich, Platz genug war jedenfalls. Zudem gehörten die Wölfe in die Welt Dämonia, während ich nur mehr ein Eindringling war und geduldet wurde.
Wie lange?
Darauf wollte ich nicht warten. Ich hatte mich entschlossen, selbst etwas zu unternehmen. Voll bepackt war ich mit Waffen, die wichtigste war das Kreuz.
Weiße gegen Schwarze Magie.
Gute gegen Böse!
Oft genug hatte ich es eingesetzt. Dieser Käfig war existent, der Beherrscher dieser Welt hatte ihn geschaffen, und es mußte mir einfach gelingen, ihn zu zerstören.
Ich konnte die Formel rufen und das Kreuz aktivieren. Diesen Trumpf wollte ich mir aufheben. Mein Kreuz besaß auch Kräfte, wenn es nicht aktiviert worden war.
Ich peilte die Stangen vor mir an. Den wertvollen Talisman hatte ich

bereits hervorgeholt.

Gleichzeitig setzten sich auch die Wölfe in Bewegung. Sie kamen von drei verschiedenen Seiten auf mich zu, und sie störten sich überhaupt nicht daran, daß die flammenden Stäbe sehr dicht vor ihren Augen erschienen. Alles war ihnen egal.

Mir aber nicht…

Ich hörte seine Stimme und auch sein Lachen. »Jetzt komm da mal raus, Sinclair!« schrie er…

***

Harold C. Painter hatte seine helle Freude an dem, was er tat. Sein Zeichenstift raste nur so über das Papier. Er malte die Monstren und die Dinge in die tot aussehende, dennoch lebende Welt Dämonia hinein, die seiner Ansicht nach dazu gehörten.

Da waren die Feuerlanzen.

Schon als Kind hatte ihn das Feuer fasziniert. Er hatte Bücher gelesen, die sich um dieses Thema drehten, und er hatte erleben können, was das Feuer alles bringen konnte.

Vernichtung, Zerstörung, aber auch Sieg und Glück. Letzteres sollte es ihm hier geben.

Nur wollte er es nicht mit normalen Flammen versuchen. Sie zu zeichnen wäre ein Leichtes gewesen, er hätte Sinclair durch die Flammen einkesseln können, es war ihm aber zu billig.

Nein, das mußte etwas Besonderes sein.

Noch gab er ihm Ruhe, weil sich Painter zunächst den richtigen Stift für seine Arbeit suchen wollte. Er nahm ihn aus dem Ständer, schaute auf die Spitze, fand sie gut genug und begann zu zeichnen.

Aber wie.

Plötzlich war er nicht mehr zu halten. Er geriet nahezu in eine Zeichenekstase hinein. Der Stift huschte über das Papier. Eine Feuerstange nach der anderen entstand. Kaum war sie auf dem Papier abgebildet worden, machte sie sich selbständig, denn nun wurde sie von der Magie des Teufels übernommen.

Sie fiel nach unten!

Sinclair aber konnte springen.

Und wie er springen mußte! Harold C. Painter wollte kaum glauben, was er sah.

Der Geisterjäger führte einen irren Tanz auf. Er hüpfte förmlich von einem Bein auf das andere, drehte sich, lief zur Seite, dann wieder zurück und versuchte verzweifelt, den aus dem düsteren Himmel fallenden Feuerstangen zu entgehen.

Er schaffte es, nicht durchbohrt zu werden. Nur fielen die Stäbe immer dichter, und Painter malte wie besessen. Selten zuvor in seinem Leben hatte er sich so beeilt. Dabei redete er zu sich selbst, obwohl er

im Endeffekt den Geisterjäger meinte.

»Du wirst mir nicht entkommen. Bleib lieber ruhig, sonst erwischt es dich doch. Aber ich will dich nicht so schnell tothaben. Mehr Qualen sollst du leiden…«

Sinclair mußte die Worte gehört haben, oder er war tatsächlich zu dem Entschluß gekommen, sich nicht mehr gegen die fallenden Stäbe zu wehren. Jedenfalls blieb er in einer unnatürlich steifen Haltung stehen und tat nichts mehr.

»Gut, gut!« hauchte der für Sinclair Unsichtbare. »Jetzt setzen wir dem Ganzen noch die Krone auf. Mal sehen, was meine Wölfe machen, wenn sie den sehen, der zwei von ihnen gekillt hat.«

Kaum hatte er sich mit dem Gedanken beschäftigt, als abermals die unerklärliche Magie der Welt Dämonia eingriff. Im Hintergrund des Bildes sah der Betrachter drei Wölfe erscheinen und allmählich in den Vordergrund hineinlaufen.

Nicht für den Betrachter gedacht, allein für den Mann, der innerhalb des glühenden Stangenkäfigs steckte und trotz der Flammen keine Hitze spürte.

»Und jetzt geht durch den Käfig!« Painter hauchte den Befehl. Er freute sich diebisch über seine Tat. In den Augen leuchtete es. Seine Lippen zuckten ebenso wie die schlaffe Haut der Wangen sich bewegte. Dieser alte Mann stand unter einer ungeheuren Spannung.

Die Steine auf dem Weg zu seinem Lebensziel waren fast alle beiseite geräumt worden. Jetzt galt es nur mehr, richtig zuzupacken.

Und dann…

Plötzlich überschattete ein Ausdruck des Widerwillens Harold C.

Painters Gesicht. Was da geschah, gefiel ihm überhaupt nicht. Obwohl er eigentlich nicht viel erkennen konnte, wußte er doch, daß Sinclair nicht so ohne weiteres aufgeben wollte.

Große Furcht zeigte er nicht. Er ließ die Wölfe sogar herankommen, was für Painter wiederum schwer zu begreifen war. Weshalb schoß er nicht auf die Tiere, von denen es mittlerweile zwei geschafft hatten, die Schnauze zwischen den Stäben hindurchzustecken.

Weshalb nicht, verdammt?

Vor Wut stöhnte der Mann auf, und er bekam auch mit, wie sich sein Gegner auf dem Absatz drehte. Dabei bewegte er zusätzlich seinen rechten Arm. Die Hand holte irgend etwas hervor, das selbst auf diese Entfernung silberfarben glänzte.

Ein Gegenstand, der Angst erzeugte. Jedenfalls bei Painter. Sein Gesicht erinnerte plötzlich an eine erstarrte Gummimaske. Er spürte die Furcht wie einen heißen Strom, begann zu ächzen und mußte sich überwinden, um Sinclair anzusprechen.

Er wollte ihn rauslocken.

Und Sinclair ging vor.

Da geschah es. Irgendwo hatte es einen Kontakt gegeben, der eine Verbindung zwischen Painter, Sinclair und dem Flammenkäfig herstellte und voll zurückschlug.

Plötzlich begann Painter zu schreien. Für den Bruchteil einer Sekunde leuchteten seine Zeichnungen in einem weißen Feuer. Er selbst bekam einen Schlag, den er nicht mehr ausgleichen konnte, so daß er vom Stuhl geschleudert wurde und neben dem Zeichenbrett zu Boden fiel.

Seine Knochen waren nicht mehr so geschmeidig wie vor 40 Jahren. Er prallte schwer auf, Schmerz durchzuckte seine Glieder, und er hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen.

Mühsam wälzte er sich auf die rechte Seite. Er stützte sich dann auf die Ellenbogen der angewinkelten Arme, brachte seinen Oberkörper in eine Schräglage und ließ den Kopf nach hinten sinken.

Es fiel ihm nicht leicht, Luft zu holen. Er hatte das Gefühl, um seine Brust würde ein Ring liegen, der die Knochen immer mehr zusammenpreßte.

Aber der Haß und der Wille waren stärker.

»Ich kriege dich noch, Sinclair. Ich kriege dich noch, du Hundesohn, verdammter…«

***

Das Kreuz hatte mich nicht im Stich gelassen. Voll war ich durchgekommen und hatte es so gegen den Flammenkäfig gehalten, daß die beiden waagerechten Kanten jeweils einen Stab berührten und gegen dessen Magie mit ihrer Kraft angingen.

Das Gewitter aus Licht und gleißender Helligkeit umhüllte mich wie ein schützender Mantel. Es schützte mich in der Tat vor den Unbillen dieser mörderischen Welt, und ich selbst kam mir plötzlich vor wie ein Außenstehender, der trotzdem das Zentrum bildete und eine Umkehrung der Magie in die Wege leitete.

Ich zerstörte den Käfig. Das heißt, mein Kreuz sorgte dafür. Der Widerstand der Stäbe schmolz dahin.

Obwohl ich die Augen noch geschlossen hielt, riskierte ich es und ging einfach vor.

Kein Hindernis stellte sich mir mehr in den Weg.

Ich öffnete auch wieder die Augen, konnte im ersten Moment so gut wie nichts erkennen und sah schließlich die Umrisse meines Wagens, die sich allmählich hervorkristallisierten.

Erst als ich sicher war, daß sich meine Augen auf die normalen Lichtverhältnisse eingestellt hatten, drehte ich mich um und schaute zurück.

Den Käfig gab es nicht mehr.

Das heißt, es waren noch Reste vorhanden sowie die letzten Teile der

gefährlichen Wölfe. Sie hatten die Magie meines Kreuzes nicht überstanden und waren dabei, zusammenzuschmelzen. Dabei vereinigte sich das Feuer der Lanzen mit ihren Körpern und bildete an den heißen Stellen glühende, an den weniger heißen erkaltende Metallklumpen, um die sich auch verschmortes Fell gewickelt hatte.

Das war ihr Ende…

Ich schluckte den Speichel hinab. Noch immer saß dieses trockene Gefühl in meiner Kehle. Als ich mich freigeräuspert hatte, war es zum großen Teil verschwunden.

Ein Lächeln konnte ich mir nicht verkneifen. Es ging mir wieder besser, denn mein unbekannter Gegner hatte es wiederum nicht geschafft, mich auszulöschen.

Allmählich bekam ich Oberwasser. Auch die Furcht vor ihm und dieser Welt namens Dämonia verschwand.

Natürlich fühlte ich mich nicht sehr wohl, aber chancenlos war ich auch nicht. Wahrscheinlich hatte ich durch den Einsatz meines Kreuzes dem Wolfsspuk ein Ende bereitet, und ich war gespannt darauf, was mich als nächstes erwartete.

In Dämonia war alles möglich. Aus dem Nichts konnte der perfekte Schrecken geschickt werden und sich manifestieren. Wäre ich mein Feind gewesen, hätte ich jetzt nachgehakt.

Er ließ es bleiben.

Wollte er mich vielleicht bewußt zur Ruhe kommen lassen? Davon wollte ich nicht ausgehen. Allein das Haus würde mir noch manche Überraschung mit auf den Weg geben.

Da es für meinen Geschmack zu weit entfernt lag, wollte ich auch den Wagen nehmen. Die Chance, mein Ziel heil zu erreichen, sah ich als ziemlich günstig an. Ich wurde einfach das Gefühl nicht los, daß meine Aktion weitreichender gewesen war, als es den ersten Anschein gehabt hatte. Dieser Typ im Unsichtbaren mußte angeschlagen sein.

Ohne daß mich jemand aufhielt, erreichte ich mein Fahrzeug. Es hockte auch kein Wolf in der Fahrgastzelle. Ich hatte mir das Kreuz offen vor die Brust gehängt und startete.

Der Bentley rollte an.

Durch das plötzliche Auftauchen des Abgrunds gewarnt, fuhr ich langsam und vorsichtig. Ich schaute auch in die Spiegel. Dabei konnte ichsehen, wie die vor mir zurückgelassenen Reste aus Wolfskörpern und glühenden Käfigstäben nachglühten.

»Nein, mein Freund«, murmelte ich. »So haben wir nicht gewettet. Es ist nicht so einfach, einen John Sinclair niederzumachen. Das haben schon andere versucht und nicht geschafft.«

Ich schaltete wieder das Fernlicht ein. Herrlich, wie die blauweiß schimmernden Lichtstrahlen die Düsternis durchbrachen und sich wie gewaltige Arme ausbreiteten, die auch ihr eigentliches Ziel erfaßten.

Es war das Haus!

Jetzt, wo es vom Restlicht der hellen Augen erfaßt wurde und einen bleichen Schein bekommen hatte, wirkte es wie eine gespenstische Kulisse aus einem Gruselfilm.

Noch deutlicher als beim erstenmal konnte ich seine schiefe Bauweise erkennen, auch die kleinen viereckigen Fenster, die nur mehr Höhlen glichen, da das Licht des näher kommenden Wagens von keiner Scheibe reflektiert wurde.

Ich wurde ein wenig wagemutiger und drückte das Gaspedal nach unten. Der Bentley fuhr schneller. Er rumpelte über Unebenheiten hinweg, und auch Querrillen machten ihm nichts aus.

Sehr gut kam ich voran.

Nur erreichte ich keinen Weg und fuhr weiterhin durch das flache dunkle Gelände, das wie gezeichnet wirkte.

Seltsam. Immer wieder kam ich auf den Begriff gezeichnet zurück. War es Zufall? Ich wußte, daß es unerklärliche Dinge gab, ein Freund des Zufalls war ich auch nicht, aber mir war bekannt, daß Tote auch noch in anderen Welten leben konnten.

Zwar nicht körperlich oder stofflich, dafür als Geist und feinstofflich, wie man so schön zu sagen pflegte.

Ich dachte da an den Seher, auch an Tanith und erinnerte mich wieder daran, daß mir beide so manche Hinweise gegeben hatten.

Die allerdings direkter, denn sie hatten sich jedesmal auf telepathischem Wege bei mir gemeldet.

Und das Wort *gezeichnet* war mir stets ohne fremde Hilfe in den Sinn gekommen.

Ich hob die Schultern und ging gleichzeitig mit der Geschwindigkeit herunter, denn das alte windschiefe Haus, das mehr hoch als breit war, lag nur ein paar Dutzend Schritte von mir entfernt.

Im Schlendergang näherte ich mich dem Gebäude. Eilig hatte ich es nicht. Jetzt reichte das Abendlicht aus, um die Fassade anzuleuchten.

Sie war tatsächlich sehr alt. Zudem bestand sie aus Holz. Die meisten Latten und Balken hatten sich im Laufe der Zeit verzogen und wirkten wie schiefstehende Arme.

Tote Fensterhöhlen präsentierten sich meinen Blicken. Selbst die Rahmen waren nicht mehr alle vorhanden.

An beiden Seiten fielen mehrere kleine Dächer pyramidenförmig ab, so daß ich die Türme sah, die das Haus begrenzten. Ein paar Schindeln sahen aus wie ausgebleichter Schiefer. Sogar einen Schornstein sah ich. Er wurde aber im Augenblick nicht benutzt.

In dem vor mir liegenden Gebäude sollte also eine Überraschung auf mich warten.

Ich schaute mir den Eingang an. Nur drei Schritte davor stand ich und sah einen bogenförmigen Durchlaß ohne Tür; Was dahinter lag,

konnte ich nicht erkennen, da das Innere des Gebäudes in einer tintigen Schwärze lag.

Noch immer hatte sich mein unbekannter und nicht sichtbarer Feind gemeldet. Eigentlich war es an der Zeit für ihn, denn ich hatte ja mein vorläufig letztes Ziel erreicht.

Und er meldete sich tatsächlich. Auf einmal hörte sich sein Lachen nicht mehr so laut und schallend an. Mehr krächzend, und es kam mir auch irgendwie mühsam vor.

»Da bist du ja endlich«, sagte er keuchend.

»Sicher. Und jetzt?« Als ich keine Antwort bekam, übernahm ich wieder das Wort. »Wie ist es denn mit dir, HCP? Hast du meine Attacke gut überstanden?«

»Das wird dir noch leid tun, verfluchter Hund. Und zwar sehr bald, glaube es mir.«

Ich konnte mir ein leises Lachen nicht verkneifen. Die Attacke des Kreuzes schien ihn doch mehr mitgenommen zu haben, als er tatsächlich zugeben wollte.

So wuchsen meine Hoffnungen allmählich. Ich fühlte mich auch sicherer, als ich auf das Haus deutete. »Was ist nun? Wo hast du die Überraschung verborgen…«

Ein schweres Ächzen vernahm ich. »Geh nur rein!« keuchte der andere. »Geh nur rein.«

»Gern.«

Eine weitere Antwort bekam ich nicht. Dafür hörte ich sein helles Kichern, das durch die Dunkelheit schwang und allmählich verklang.

Ich würde ihm den Gefallen gern tun. Nach dem nächsten Schritt sank meine gute Laune ein wenig zusammen, denn ich starrte in die Finsternis und spürte, daß dort etwas lauerte und mir entgegenwehte.

Eine Gefahr!

Sehen konnte ich sie nicht, fühlen ebenfalls nicht. Sie war mehr ein Hauch, der mir aus dem geheimnisvollen Dunkel entgegenströmte. Sie lauerte im Innern des Hauses, hatte sich dort ausgebreitet und schien einzig und allein auf mich gewartet zu haben.

Wenn ich den Fuß hob und den nächsten Schritt setzte, kam ich über die Schwelle.

Das schaffte ich nicht.

Im nächsten Moment verdichtete sich das Gefühl der Gefahr, ballte sich noch stärker zusammen, und aus dem unheimlichen Dunkel kristallisierte sich etwas hervor, das gegen mich jagte.

Eine riesige Fledermaus!

***

Harold Cecil Painter fühlte sich, als hätte man ihn durch ein Räderwerk gedreht. Dieser indirekte Angriff hatte ihn fertiggemacht,

regelrecht geschafft, und es war ihm nur mit Mühe gelungen, sich wieder auf den Stuhl zu setzen.

Mit dieser Gegenwehr des Geisterjägers hätte er nicht gerechnet.

Erhatte vielmehr angenommen, daß Sinclair durch die vorherigen Ereignisse doch aus dem Rhythmus gebracht worden war und kaum mehr in der Lage sein konnte, sich effektiv zu wehren.

Und doch hatte er es geschafft.

Painter lag auf dem Boden. Er erinnerte sich an die Worte seines großen Mentors, die dieser ihm mal mit auf den Weg gegeben hatte.

Er war vor John Sinclair gewarnt worden, denn der Geisterjäger hatte nicht umsonst all die Jahre überlebt.

Der Maler sah ein, daß die Warnung ihre Berechtigung gehabt hatte. An Aufgabe dachte er nicht. War sein Körper auch geschwächt, das Gehirn funktionierte weiterhin, und er gab sich selbst den Befehl, auf die Füße zu kommen.

Das schwere Ächzen begleitete seine mühsame Kletterei. Er hielt sich an der Sitzfläche des Stuhles mit beiden Händen fest und spürte in seinen Schultern das Zittern, als er sich in die Höhe zog. Er blieb kniend und dachte nach.

Leider hatte er den Gegenstand, den Sinclair in der Hand gehalten hatte, nicht genau erkennen können, doch er wußte Bescheid, weil er sich mit der Materie befaßt hatte.

Sinclair besaß eine sehr starke Waffe. Der Teufel hatte ihm von dem Kreuz berichtet, das der Geisterjäger sein Eigentum nannte.

Und nur diesen Schutz konnte er eingesetzt haben.

Aber reichte es auch aus, wenn er das Haus betrat und sah, was dort geschah?

Krächzend kicherte der Zeichner, als er einen letzten Schwung nahm und sich auf den Stuhl drückte. Nein, das Haus war anders.

Es steckte voller Geheimnisse und war gespickt mit einer bösen Überraschung. Wenn der Geisterjäger sie entdeckte, würde er zerbrechen. Dafür war er ein Mensch, dafür hatte er Gefühle.

Painter schaute auf seine Zeichnungen. Etwas tropfte von seiner Stirn auf das Blatt. Es war der Schweiß, der sich gesammelt hatte und nun nach unten fiel.

Mit dem Handrücken wischte er die Feuchtigkeit weg. Noch war alles normal. Sinclair hatte seine Aufforderung nicht vergessen. Er war zu dem Haus gefahren.

Für Sekunden blitzte der Triumph in den Augen des Malers. Endlich hatte er ihn soweit.

Painter konnte nicht anders. Er mußte seinen Triumph dem Geisterjäger unter die Nase reiben.

Was dann geschah, nun ja, es gab tausend Möglichkeiten, um zu sterben…

***

Sie war so schnell, daß ich nicht dazu kam, meine Waffe zu heben, um dem Monstrum eine Kugel zu verpassen. Um wenigstens etwas zu retten, mußte ich zurück und mich aus der direkten Gefahrenzone retten.

Der Eingang war schmaler als die Breite der Schwingen. Um ihn zu überwinden, mußte das Biest die Flügel anlegen, so daß es ein pfeilartiges Aussehen bekam.

Es gab in der Nähe nur den Wagen, den ich als Deckung nehmen konnte.

Ins Haus würde ich nicht mehr so schnell gelangen, da versperrte mir dieses schwarze Monstertier den direkten Zugang.

Dicht hinter dem Eingang stach es fast senkrecht in die Höhe und verschwand mit den langen Schatten der Düsternis. Meine sie für einen Moment verfolgende Mündung zeigte ins Leere. Dieses Ungeheuer war einfach raffinierter gewesen, als ich annahm.

An der hinteren Stoßstange hatte ich mich niedergelassen. Jetzt drückte ich mich langsam in die Höhe, und diese Bewegung vollführte mein rechter Arm mit.

Kein Ziel für die geweihten Silberkugeln. Das Monstrum hatte sich verzogen. Würde es zurückkehren oder erst abwarten, bis ich mich in das Haus verzogen hatte?

Es war egal. Das Haus interessierte mich mehr als dieser fliegende Rochen, denn eine direkte Riesenfledermaus war es nicht gewesen, da kannte ich mich aus.

Und so schritt ich zum zweitenmal auf das Haus zu. Auf diese verwinkelte und verbaute Bude, wo nicht allein die Tür schief war, auch die Innenwände und Fensteröffnungen.

Wer das erschaffen hatte, konnte kein Architekt gewesen sein.

Aber er hatte etwas besessen.

Fluidum!

Man bekommt im Laufe der Zeit einen gewissen Sinn für Gefahren und magische Sphären. Hier war es soweit. In diesem Haus steckte mehr, als man ihm von außen her ansah.

Auch innerhalb des Ganges, der dicht hinter der Tür begann und den ich betreten hatte. Es zweigten zwar Räume ab, in die schaute ich nur kurz hinein und fand sie alle leer.

Dafür roch ich den Staub, die Feuchtigkeit des Holzes, manchmal auch den Moder.

Das war der typische Geruch von Verfall und allmählicher Verwesung. Irgendwann würde die Bude zusammenkrachen.

Interessanter war schon die Holztreppe, die am Ende des Ganges begann. Ebenfalls schmal und steil. Das Geländer hätte man meiner Ansicht nach weglassen können.

Angeleuchtet wurde sie im unteren Drittel von einer alten Sturmlaterne, die plötzlich in ihrem Innern aufglühte, als hätte jemand rasch noch eine Kerze hineingestellt oder eine Birne eingeschraubt.

Das Lampenlicht zeigte mir auch den Staub, der mehr als fingerdick auf dem Boden und den Treppenstufen lag.

Spuren sah ich nicht.

Es war also keiner hochgegangen, ich würde der erste sein.

Ein ungutes Gefühl beschlich mich. Vor der Treppe blieb ich stehen und warf einen Blick zurück. Die Tür erkannte ich nur schwach. Ihr bogenförmiger oberer Umriß wirkte wie ein letzter Gruß vor einer endgültigen Gefangennahme.

Zwar kam ich mir nicht direkt wie ein Gefangener vor, irgendwie machte mich das Haus trotzdem an. Mein Gegner hatte davon immer gesprochen. Er wollte, daß ich hineinging. Diesen Gefallen hatte ich ihm getan, und auf mich mußte auch etwas warten.

Zwar nicht hier in der unteren Etage, es existierten noch mehrere Räume, die ich mir ansehen mußte. Trotzdem wartete ich. Es war einfach das Gefühl, es tun zu müssen.

Ich sollte mich nicht getäuscht haben.

Mein unbekannter Gegner zeigte mir wieder einmal, wer Herr in diesem Lande war. Ihm gehörte Dämonia, er konnte damit spielen, es manipulieren und auch die Gegenstände, die es darin gab, gehorchten seinen Befehlen. Ob tot oder lebendig, das spielte keine Rolle.

Diesmal war nicht ich an der Reihe, das Haus selbst hatte er sich vorgenommen.

Weder ein Kratzen, Knarren, Quietschen oder Splittern hörte ich.

Dennoch wurde an dem Haus etwas verändert. Es war ein Teil der Wand, die sich links von mir befand.

Sie verschwand.

Lautlos und auf eine unerklärliche und erschreckende Art und Weise. Wie ausradiert! Und ich erinnerte mich wieder an den echsenköpfigen Polizisten, der vor meinen Augen einfach verschwunden war. Auch da hatte ich nichts ändern können.

Die Lücke erweiterte sich. Etwa in Kniehöhe war die untere Grenze erreicht.

Mir gestattete das Loch einen freien Durchblick. Ich schaute hinaus in das glatte dunkelgraue Gelände, sah keinen Horizont und konnte auch nicht unterscheiden, wo der Himmel begann oder die Erde aufhörte.

Nur den fliegenden Rochen sah ich. Diesmal besonders deutlich, denn er hatte sich verändert. Überall an seinen beiden Schwingen befandensich rote Lichter, die auf mich wie Augen wirkten.

Sie zeichneten seine Gestalt nach, die ich schräg über dem Haus

schweben sah, mal deutlicher, wenn sie in das Gelände hineinstachen, wenig später überhaupt nicht, wenn sie aus meinem Blickwinkel verschwand. Daß sie dennoch in der Nähe blieb, bewies mir, wie sehr sie mich unter Kontrolle halten wollte.

War die Lücke vielleicht für diesen fliegenden Rochen geschaffen worden?

Es konnte durchaus sein. Wohler wurde mir bei dem Gedanken nicht, auf einen Kontrolleur wie ihn konnte ich gut und gern verzichten.

Plötzlich vernahm ich die Laute. Es waren seltsame Geräusche, die ich zuerst nicht einordnen konnte.

Es war das Tappen kleiner Pfoten.

Und es kam von oben!

Ich trat einen kleinen Schritt zurück und stieß mit dem Rücken gegen die Wand. Durch die Lücke in meiner Nähe fuhr ein leichter Wind, der auch Kühle mitbrachte und den alten, muffigen Geruch innerhalb des Hauses vertrieb.

An der Stufenfront schaute ich hoch. Die steile Treppe bereitete mir Schwierigkeiten. Ich konnte zwar ihr Ende erkennen, leider nicht viel weiter sehen. Deshalb ahnte ich den dahinter liegenden Gang mehr, als daß ich ihn sah.

Und dort war das leise Tappen erklungen.

Als es verstummte, entdeckte ich den Schatten am Ende der Treppe. Es war ein Kopf, der sich verschob. Langsam überwand er den Kantenwinkel. Innerhalb der dunklen Fläche sah ich zwei Punkte, die grünviolett leuchteten.

Augen.

Katzenaugen!

Das Tier, dessen Pfotentappen ich vernommen hatte, war eine schwarze Katze.

Manche Menschen behaupten, daß sie Unglück bringt. Ich hielt mich da raus, trotz meines Berufs war ich nicht abergläubisch. Daß die Katze dort hockte, mußte einen Grund haben, den ich herausfinden wollte. Behutsam überwand ich die ersten Stufen, hielt mich dabei dicht an der Holzwand und stellte sehr schnell fest, daß sich das morsche Holz unter meinen Füßen bog.

Zum Glück brach es nicht. Die Katze merkte natürlich, daß ich etwas von ihr wollte und zog sich zurück.

So schnell, wie der Kopf aufgetaucht war, verschwand er auch wieder. Abermals vernahm ich das Tappen der kleinen Pfoten, das allerdings sehr schnell verstummte.

Ich ging weiter – und wurde angegriffen!

Daß es so schnell ablaufen würde, damit hatte ich nicht gerechnet.

Ich sah einen gekrümmten Schatten, vernahm auch das Fauchen, wie es eben Katzen ausstoßen, dann war das Tier da.

Und wie es über mich herfiel!

Noch im Sprung bewegte es die Vorderpfoten mit den scharfen Krallen und hatte auch das Maul aufgerissen. Für einen Moment sah ich die Zähne. Waren sie vielleicht spitzer als die einer normalen Katze?

Ich konnte mich darum nicht kümmern und mußte zurück. Mit einem Sprung nach hinten schaffte ich dies.

Nur würde ich keinem raten, das gleiche zu versuchen. Man kann Glück haben, ich hatte es nicht und trat auf eine der Stufenkanten.

Dort verlor ich das Gleichgewicht. Mein Vorteil lag darin, daß ich mich schon fast am Ende der Treppe befand, so war der Aufprall nicht mehr so hart.

Auf dem Rücken landete ich und wäre fast noch durch die Lücke in der Mauer gerollt.

Die Katze hatte mich nicht erwischt, weil ich zu schnell gewesen war. Der nächste Sprung brachte sie wieder in meine Nähe, aber sie wollte mich nicht angreifen, huschte vorbei und verschwand mit einem Satz durch die Lücke in der Hauswand.

Ich kam wieder hoch. Schulterzuckend, da ich keinen Sinn in dem plötzlichen Auftauchen der Katze gesehen hatte. Mehr eine Irritation. Als ich das klägliche Miauen hörte, duckte ich mich und schaute durch die Wandlücke nach draußen.

Die Katze hockte nur ein paar Schritte entfernt. Das heißt, es war nur mehr ein halbes Tier, da mir mein Feind wieder einmal bewies, wie er alles in der Welt Dämonia manipulieren konnte.

So auch die Katze.

Schwanz und Unterkörper waren verschwunden. Ich sah noch den Kopf und die dunkle Brust, das weit aufgerissene Maul und die kleine Zunge, dann hörte ich ein letztes Miauen, und von dem Tier war nichts mehr zu sehen.

Weg, verschwunden!

Ich schüttelte den Kopf, weil ich es einfach nicht fassen konnte, obwohl ich es schon öfter erlebt hatte. Wie war so etwas nur möglich? Und ich dachte auch daran, daß mir unter Umständen das gleiche passieren konnte. Wahrscheinlich würde ich mich nicht einmal wehren können, wenn der Unbekannte zu seiner Magie griff.

Ich bekam einen trockenen Hals, als ich darüber nachdachte. Als Realist mußte ich einsehen, daß mir noch eine Galgenfrist gewährt wurde. Der andere wollte noch mit einer Überraschung für mich aufwarten. Diese Dinge, wie der Angriff der Katze, waren möglicherweise nicht mehr als eine magische Spielerei.

Also weiter.

Diesmal nahm ich die Treppe nicht so vorsichtig. Verstaucht hatte ich mir bei dem Fall auch nichts. Im Laufe der Zeit bekommt man so

etwas wie eine zweite Haut, Blessuren gehören eben zum Job.

Diesmal hielt mich niemand auf. Mit wenigen Schritten ließ ich die Treppe hinter mir und stand in einem Gang, der große Ähnlichkeit mit dem in der unteren Etage hatte.

Türen sah ich ebenfalls.

Diese waren verschlossen. Direkt über mir hing wieder eine Laterne, die einen sanften, weichen Schein verbreitete und den Gang fast bis zu seinem Ende ausleuchtete.

Außer mir hielt sich niemand auf.

Dafür stand ich unter Beobachtung, da mich mein Gegner wieder ansprach. »Sinclair, du bist da…«

»Das sehe ich.«

»Sogar fast am Ziel«, hörte ich ihn. »Nicht mehr lange, dann wirst du die Überraschung deines Lebens bekommen.«

»Mich kann nichts mehr überraschen«, erwiderte ich. »Wer meinen Job hat, der ist vieles gewohnt.«

»Aber nicht diese Dinge.«

»Ich gebe zu, daß mir die Welt seltsam vorkommt. Dämonia ist außergewöhnlich, da hat der Teufel etwas geschaffen…«

»Nicht der Teufel, Sinclair. Ich war es. Ich habe diese Welt geschaffen. Nach meinen Träumen und den Angaben des Höllenherrschers. Fast ein ganzes Menschenleben habe ich warten müssen. Als junger Mann wußte ich schon, daß ich vom Herrn der Hölle ausgesucht worden war, seinen Willen in die Tat umzusetzen. Nun habe ich es geschafft. In einem Alter, wo andere schon längst Großvater sind.«

»Wir sind uns nie begegnet – oder?« fragte ich.

»Nein.«

»Wie lautet dein richtiger Name? HCP ist doch nur mehr eine Abkürzung oder nicht?«

»Ja, es ist die Abkürzung für Harold Cecil Painter. Ich war es, der dich lockte. Ich habe dafür gesorgt, daß du dich in deinen Wagen setzen konntest und mitten in der Nacht weggefahren bist, denn meine Welt wartete auf dich. Dämonia sollte dich aufsaugen, und Dämonia hat dich aufgesaugt…«

»Wo liegt sie?«

»Überall.«

»Das ist Unsinn!« widersprach ich. »In welcher Dimension kann ich Dämonia finden?«

»In meiner. Ich habe sie erstellt. Sie ist nicht existent. Sie liegt in keiner anderen Dimension, wie du es vielleicht vermutest. Es gibt sie nur auf dem Papier.«

»Wie?« fragte ich völlig konsterniert.

Ich hörte sein rauhes, gleichzeitig auch wissendes Lachen. »Ja,

Sinclair, Dämonia existiert nur auf dem Papier. Und zwar auf einem besonderen Papier. Dämonia ist ein Comic, ein Alptraum-Comic, John Sinclair. Alles klar?«

Nein, mir war nichts klar. Ich wollte etwas hinzufügen oder fragen. Die Worte blieben mir im Hals stecken. Hatte er recht? War ich tatsächlich Gefangener in einer Comic-Welt?

Unvorstellbar.

Und dennoch, wenn ich näher darüber nachdachte, konnte das durchaus möglich sein, denn ich dachte wieder daran, wie schnell Gegenstände in dieser Welt verschwinden konnten.

Einfach ausradiert.

Und das mußte es auch gewesen sein. Dieser Harold Cecil Painter konnte seine Figuren zeichnen und sie ebenso rasch wieder verschwinden lassen. Nach Lust und Laune. Sie waren seine Geschöpfe und dämonisch belebt durch die Macht des Teufels.

Ein unglaublicher Vorgang, den ich erst einmal verkraften mußte.

»Na, wie siehst du deine Chancen?« hörte ich seine höhnische Stimme. »Viel kannst du nicht mehr erwarten.«

»Ich lebe noch.«

»Ja«, erwiderte er lachend. »Von meinen Gnaden, du kleiner Robin Hood. Ich habe lange genug warten müssen, einfach zu lange. Bereits als junger Mann war ich darüber informiert, daß du mir einmal über den Weg laufen würdest, obwohl du noch nicht geboren warst. Als ich anfing, meine Geschichte zu erfinden, war mir bereits bekannt, wer in meine Welt Dämonia hineintreten würde. Der Teufel weiß nicht alles, leider, aber er wußte genau, daß er einmal einen John Sinclair töten sollte. Ich habe gearbeitet und alles überwunden, was sich mir an Schwierigkeiten in den Weg stellte. Kein leichtes Leben liegt hinter mir. Ich habe manches Mal hungern müssen, doch nun stehe ich vor dem großen Erfolg. Ich, Harold Cecil Painter. Meine Bilder, von mir entworfen und gezeichnet, üben die Macht aus, die ich ihnen eingegeben habe. Sie werden dich vernichten, denn ich kann diese Welt zerstören, so wie ich sie erschaffen habe. Ob es sich dabei um einen Abgrund handelt, von mir gezeichnete Figuren, die ein teuflisches Leben besitzen, darin gibt mir der Satan freie Hand. Es hat dich überraschend getroffen, als ich nach dir griff. Ebenso überraschend wird dein Ende sein. Doch zuvor sollst du die Qualen erleben, die ich mir für dich allein ausgedacht habe…«

Es waren die letzten Worte, die er zu mir sprach, denn auf meine weiteren Fragen bekam ich keine Antwort. Allein blieb ich in der Stille des unheimlichen Hauses zurück und ließ mir seine Erklärungen durch den Kopf gehen.

Es war für mich nicht einfach, die Regeln des teuflischen Spiels zu begreifen. HCP hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen, auch

nichts von ihm gehört, dennoch hatte er mich bereits vor meiner Geburt »erkannt«. Er hatte also gewußt, daß es irgendwann mal einen Mann namens John Sinclair geben würde.

Und er haßte mich.

Haßte ich ihn auch?

Nein, eigentlich nicht. Irgendwie verspürte ich sogar Mitleid mit diesem Menschen. Er hatte sich da in eine Lage hineinmanövriert, aus der er nicht mehr herauskommen würde. Voll und ganz vertraute er auf den Teufel. Das war ein Fehler.

Wobei sich als zweites die Frage stellte, ob ich es auch je schaffen konnte, dieser verdammten Welt Dämonia zu entfliehen. Einer gezeichneten und trotzdem existierenden Welt. Das war der blanke Irrsinn, aber eine Tatsache, die sich leider nicht leugnen ließ.

Klar, er beobachtete mich. Im Gegensatz zu mir konnte er alles sehen, was in der Welt, die er erschaffen hatte, ablief. Zudem konnte er die Umgebung manipulieren. Er zeichnete ein, er schuf Dinge aus dem Nichts, die plötzlich zu einem Leben erwachten und sich mir als feindlich in den Weg stellten.

Wie die Katze oder das plötzliche Ausradieren eines Teils der Hauswand. Dies alles hatte ich hinnehmen müssen und mußte auch weiter damit rechnen, daß mir Fallen ähnlicher Art gestellt wurden.

Noch ließ er mich in Ruhe.

Ich stand weiterhin im Hausgang in der ersten Etage und dachte darüber nach, wie es weitergehen sollte. Meine Sinne glichen kleinen Sensoren, die alles aufnahmen, was sich in der Nähe abspielte. Die Ruhe gefiel mir überhaupt nicht. Sie war einfach zu trügerisch. Wenn ich meinen Blick nach vorn gleiten ließ und somit auch die Türen erfaßte, sah ich diese zwar geschlossen, im Gegensatz zu den Zimmern in der unteren Etage hatte ich allerdings das Gefühl, als würde hinter ihnen irgend etwas lauern.

Jedes Zimmer, jeder Raum konnte mit einem anderen Monster oder mit einer anderen Figur besetzt sein. Harold Cecil Painter brauchte ja nur zu zeichnen.

Die Räume zwischen den einzelnen Türen waren von unterschiedlicher Größe. Mal so schmal wie ich, dann wieder wesentlich breiter. Ich fühlte mit der Hand über das Material.

Es bestand aus Holz und hatte auch eine gewisse Feuchtigkeit gespeichert. Irgendwie kam es mir weich und modrig vor.

An der linken Seite lag die erste Tür. Sie besaß auch eine dunkle Klinke. Die drückte ich nach unten, öffnete die Tür wollte in das dahinterliegende Zimmer gehen und stoppte abrupt, denn da war nichts. Beim nächsten Schritt wäre ich in Leere getreten und zu Boden gefallen.

So blieb ich stehen und hielt für einen Moment die Luft an. Im Mund

spürte ich das kalte Gefühl. Behutsam schob ich den Kopf vor, schaute in die Tiefe und sah einen Abgrund.

Bodenlos, unheimlich, völlig finster.

Abermals hatte es mein Gegner geschafft, diese, seine Welt zu manipulieren.

Ich atmete tief ein und beruhigte so meinen hämmernden Herzschlag. Mit Überraschungen sparten dieses Haus und diese Welt nicht. Ich trat wieder zurück und zog die Tür zu.

Sah es hinter den anderen auch so aus? Ich ging weiter und merkte in den nächsten Augenblicken etwas von der Veränderung, die das Haus plötzlich überkam.

Da tat sich etwas in der Innenwand.

Zuerst hatte ich das Gefühl, als würde sie anfangen zu schmoren.

Es war wieder die linke Seite, die sich bewegte, zusammenzog und auch vibrierte, als würde jemand von außen dagegenschlagen.

Es schlug niemand dagegen, dafür entstanden Umrisse im Holz, als wollte jemand aus dem Material etwas herausschnitzen. Die Umrisse zeigten mir die Konturen zweier Gesichter. Eines war schmaler und kantiger als das zweite.

Sie entstanden innerhalb der Maserung. Wie von Meisterhand gezeichnet. Und der Zeichner war tatsächlich am Werk. Schon nach wenigen Strichen hatte ich gesehen, wen die beiden Gesichter darstellen sollten.

Ich kannte sie beide sogar sehr gut. Denn sie gehörten meinen Freunden Suko und Bill…

***

Plötzlich saß wieder dieser verdammte Klumpen in meinem Magen.

Das Atmen bereitete mir Mühe, und ich spürte auch die Wut, die in mir hochstieg. Nicht genug damit, daß sich HCP um mich kümmerte, nein, er mußte auch noch meine Freunde in seine teuflischen Pläne mit hineinziehen. Hatte er das getan, um mich zu schocken?

Oder war es ihm gelungen, sie ebenfalls, wie mich, in die Welt Dämonia zu holen?

Antworten auf diese Fragen brannten mir auf der Seele. Zunächst tat ich nichts, ich schaute weiter zu, wie die Geister entstanden und anschließend die Körper etwa bis zur Hüfte hin gezeichnet wurden.

Es waren helle Umrisse, sie hoben sich vom Dunkel des Holzes sehr deutlich ab, ich konnte jeden Strich verfolgen. Auch die Gesichter waren fantastisch nachgezeichnet worden. Da stimmte jede Falte.

Trotz ihrer Starrheit schien Leben in ihnen zu stecken.

Unwahrscheinlich…

Ich stand da und wartete darauf, daß HCP sein Werk beenden würde. Er war sehr gründlich, gab jedem Gesicht und der oberen Hälfte des

Körpers noch den letzten Schliff, dann verschwand das Zittern des für mich nicht sichtbaren Malstifts.

Dafür gab er Farbe nach.

Rote Farbe – wie Blut…

Damit füllte er die Umrisse aus, und ich bekam ein Bild des Schreckens von meinen Freunden geliefert. Die Gesichter verzerrten sich.

Oft genug verteilte sich das Blut, so daß es nach innen rann und den Zeichnungen einen makabren Touch gaben.

Bill und Suko waren nicht so existent wie ich. Wahrscheinlich würden sie es auch nicht werden. Das alles war für meinen Feind nur ein Spiel, um mich nervlich fertig zu machen oder vielleicht auf die große Überraschung vorzubereiten.

Am Anfang hatte ich auch einen Schreck bekommen. Der war jetzt überwunden, so daß ich näher an die Wand herantrat, den rechten Arm ausstreckte und mit dem Zeigefinger die Umrisse des Körpers nachzeichnete. Kaum hatte ich das Holz berührt, spürte ich schon die Feuchtigkeit.

Das Blut oder die Farbe waren echt!

Ich schluckte und schüttelte mich. Was war in dieser verdammten Welt eigentlich nicht möglich? Auf einmal war ich mir gar nicht mehr so sicher, ob Suko und Bill nicht doch in den gefährlichen Kreislauf mit hineingezogen worden waren. Dieser Painter war unberechenbar, er machte das Unmögliche möglich.

Die Gesichter meiner Freunde bewegten sich. Dadurch verteilte sich das Blut noch mehr, nahm von den jetzt fratzenhaften Abbildungen Besitz und lief schräg, senkrecht oder waagrecht über die gezeichneten Gestalten. Zum Teil auch entgegen der Erdanziehungskraft.

So etwas war eben nur in einer dämonischen Welt möglich.

Ich trat wieder einen Schritt zurück und hob die Schultern. So kamen weder HCP noch ich weiter. Da mußte einfach etwas anderes geschehen. Ich wollte ihm auch zeigen, daß ich trotz allem nicht so wehrlos war, nahm mein Kreuz und preßte es gegen die gezeichneten Gestalten der beiden Freunde.

Es entstanden zischende Geräusche. Plötzlich sonderte die rote Farbe Dampf ab, als würde sie erhitzt. Die gezeichneten Gesichter zerliefen, wurden zu einer klumpigen Masse, und die gesamte Chose rann an der Wand entlang nach unten.

Vorbei war der Spuk…

Mein Ziel war der Gang, vielmehr dessen Tiefe, aus diesem Grunde ging ich weiter.

Einen Schritt, den zweiten…

Ich erreichte die nächste Tür. Sie lag auf der rechten Seite. Sollte ich nachschauen?

Ja, ich riskierte es, drückte wieder die Klinke und blieb stehen.

Das war mein Glück.

Zwar befand sich hinter der Tür kein Abgrund, die andere Gefahr war ebenso schlimm.

Von oben her fiel die Axt nach unten. Ich hörte das pfeifende Geräusch, sah einen Blitz, und im nächsten Augenblick war die Waffe verschwunden. Irgendwo in der Tiefe…

Da hätte es mich wieder erwischt. Harold Cecil Painter ließ tatsächlich keinen Trick aus.

Ich trat wieder zurück, schloß die Tür, befand mich weiterhin in einem leeren Gang, aus dem mir keine Gefahr entgegenströmte. Als ich weitergehen wollte, hörte ich das Lachen.

Das Lachen einer Frau…

Zuerst war ich irritiert, HCP traute ich alles zu, jede Täuschung, aber dieses Lachen konnte nicht gezeichnet sein, das war echt, und es stammte tatsächlich von einer Frau.

Ich bewegte mich lautlos weiter. An der linken Seite, hinter der nächsten Tür war es aufgeklungen, pausierte jetzt für wenige Sekunden. Ich hörte ein Knarren oder Quietschen, das entsteht, wenn sich jemand im Bett herumdreht, dann mehrmaliges Lachen.

So gurrrend und sinnlich…

Das alles hätte mich nicht gestört, wenn mir dieses Geräusch nicht so bekannt vorgekommen wäre.

Ich kannte das Lachen.

Es gehörte, mein Gott, daran durfte ich überhaupt nicht denken

… Ich ging vor und legte meine Hand auf die Klinke. Ich wollte Gewißheit haben, ob ich keiner Täuschung erlegen war.

Ich drückte die Klinke nieder.

Verschlossen!

Im nächsten Augenblick war wieder das Lachen da, dazu die mir so bekannte Stimme, die folgende eindeutigen Worte sprach.

»Ja, mein Lieber, tu es…«

Jetzt war ich mir hundertprozentig sicher. Die Frau, die da gesprochen hatte, war eine gute, alte Freundin und Bekannte von mir. Gleichzeitig auch meine Sekretärin.

Eben Glenda Perkins…

***

Sinclair war im Haus, und HCP konnte sich die Hände reiben. Endlich hatte er ihn soweit. Ein Zwischenziel war erreicht. Jetzt ging es weiter, und zwar hinein in das Finale.

Er hatte ihm einige Fallen gestellt oder gezeichnet. Gar nicht mal ungefährlich, wenn er an das Fallbeil dachte, aber damit ließ sich ein Mann wie John Sinclair nicht überwinden. Der Teufel hatte seinen

Diener vor dem Geisterjäger gewarnt und ihm erklärt, daß Sinclair mit allen Wassern gewaschen sei.

Es war keine Lüge gewesen. Bisher hatte Sinclair wirklich Mut und Nervenstärke bewiesen. Auch die gezeichneten, blutigen Gestalten seiner Freunde hatten ihn nicht irritieren können, er war weitergegangen und hatte das Lachen vernommen.

Die Überraschung!

Das Finale, der Schrecken, der absolute Horror, wie immer man es nennen wollte, jeder Begriff traf darauf zu. Sinclair würde etwas erleben, das unmöglich war und nur in einer Welt wie dieser sein konnte.

Dafür wollte HCP sorgen. Dafür hatte er ein Leben lang gearbeitet, sich jedes Detail genau ausgedacht, und seinen Zeichenstift hielt er bereit.

Die Figuren standen schon lange. Nun brauchte er ihnen nur noch Bewegung einzuhauchen.

Der Odem der Hölle sollte sie durchwehen und Sinclair zeigen, bevor er starb, wie mächtig ein Mann wie HCP war, wenn er Satans Unterstützung in seinem Rücken wußte.

Da war das Gesicht der dunkelhaarigen Frau. Fein geschnitten, ebenmäßig, mit großen, dunklen Augen, einem vollen Mund, der sanft geschwungen war. Zudem besaß die Frau eine ausgezeichnete Figur. Sie war nicht zu mager, sondern genau an den Stellen gepolstert, wo es ein Mann gern hat.

Das alles wußte HCP. Er hatte Zeit genug gehabt, um sich damit zu beschäftigen.

Und er hatte ihr das Leben eingehaucht. Diese Person steckte voller Glut und Leidenschaft. Sie war bereit, John Sinclair zu folgen, das hatte sie schon mehr als einmal bewiesen, und sie würde auch in dieser Geschichte die Hauptrolle übernehmen.

Er blätterte weiter…

Schwer ging sein Atem. Die innere Erregung hielt ihn gepackt.

Painter hockte vor seinem Zeichenbrett und hatte die Welt um sich herum vergessen. Ihn interessierten nur sein Comic und der Fortgang der Geschichte, die sich allmählich dem höllischen Ende näherte.

Sein Lächeln war hintergründig und teuflisch zugleich. Er hatte sich alles genau ausgerechnet, schaute auf die nächsten Bilder und sah, daß sich John Sinclair als lebende Person in der Welt Dämonia weiterbewegte. Er konnte praktisch von Bild zu Bild gehen, und er stand bereits vor der Tür.

Dahinter lag ein Zimmer. Und was für eines.

Painter hatte sich große Mühe gegeben, den Raum so zu zeichnen, wie er seinen Vorstellungen entsprach. Sinclair sollte sich wundern, der Schock seines Lebens wartete auf ihn.

»Dann komm mal!« flüsterte der Zeichner. Er schloß sekundenlang die Augen, stellte sich in seiner Phantasie bereits die tollsten Dinge vor und begab sich wenig später daran, sie durch seinen Zeichenstift in die Tat umzusetzen…

***

Ich hatte das Lachen gehört. Ich kannte auch die Frau verdammt gut. War sie echt, war das Lachen echt, oder präsentierte man mir hier eine grobe Täuschung?

Das war die große Frage, auf die ich eine Antwort finden mußte und mich zunächst einmal nicht traute, die Tür zu öffnen, da die zu hörenden Laute, Stimmen und Geräusche eindeutig waren.

Nicht nur eine Frau redete, auch ein Mann.

Er sprach sehr leise, dennoch war ich sicher, dessen Stimme schon gehört zu haben.

Aber wo?

Er hätte noch reden müssen, das tat er leider nicht. Dafür hörte ich leise Schritte hinter der Tür. Sie gingen vorbei, und Glenda sprach wohl im Gehen.

»Ich bin gleich wieder da, mein Lieber. Du kannst solange im Bett liegenbleiben.«

Im Bett liegenbleiben! hatte sie gesagt. Verdammt, mit wem trieb sie es eigentlich dort? Was hatte sie sich für einen Kerl ins Bett geholt? Oder war alles Illusion?

Ich wurde immer nervöser. Spannung kroch in mir hoch, attackierte meine Nerven, im Hals bekam ich die große Trockenheit und mußte mich vorsichtig räuspern, um die Kehle freizubekommen.

Bewußt öffnete ich noch nicht die Tür. Ich mußte innerlich etwas ruhiger werden, um auch kalt und, wenn möglich, gelassen zu reagieren.

An viele Personen hatte ich gedacht. Daß Glenda ebenfalls in dieser Welt steckte, das konnte ich nicht fassen.

Was lag hinter der Tür. Zumindest gab es dort ein Bett. Ich machte es wie eine neugierige Wirtin, die etwas über ihren Untermieter erfahren will. Ich bückte mich und peilte durch das Schlüsselloch in das Zimmer.

Nur einen Ausschnitt entdeckte ich, leider keine Personen. Im Zimmer brannte Licht. Nicht hell, strahlend, eher dunkel und auch rötlich. Ich dachte an die Worte meiner Sekretärin, sie waren eindeutig genug gewesen, und dieses rötlich schimmernde Licht paßte einfach dazu.

Harold Cecil Painter hatte von einer Überraschung gesprochen.

Sie war ihm bisher gelungen.

Aber ich wollte alles wissen. Meine Neugierde war

angestacheltworden. Jetzt konnte ich einfach keinen Rückzieher mehr machen.

So etwas ging mir gegen den Strich.

Und ich hatte das Gefühl, daß sich in diesem Raum mitten in der Welt Dämonia alles entscheiden würde.

Ich hatte schon ein komisches Gefühl, als ich die Klinke berührte, denn ich stand vor dem entscheidenden Schritt.

Dabei konnte ich unter zwei Möglichkeiten wählen.

Sollte ich die Tür mit einem Ruck öffnen und wie ein wild gewordener Stier in den Raum stürmen? Oder sollte ich vorsichtiger sein, möglichst lautlos reagieren und zunächst einmal durch einen entsprechend breiten Spalt in den Raum schauen?

Ich entschied mich für die letzte Möglichkeit.

Die Klinke ließ sich leicht bewegen, als hätte sie jemand bewußt zuvor geölt. Nicht ein Geräusch entstand, als die Klinke nach unten fiel und ihren Druckpunkt erreichte.

Jetzt war die Tür schon offen…

Mein Herz klopfte wieder stärker. Die Spannung steigerte sich ins Unermeßliche. Mir gelang es, die Tür zu öffnen, ohne daß ein einziger Laut entstand.

Dafür schuf ich einen Spalt, der eine Sekunde später breit genug war, um hindurchschauen zu können.

Ich blickte in den Raum.

In der Welt Dämonia geriet ich tatsächlich von einer Überraschung in die andere. So eine Einrichtung, so einen Raum hätte ich hier tatsächlich nicht vermutet.

Er erinnerte mich an die Plüschbordells der viktorianischen Zeit, die ich schon des öfteren auf Bildern gesehen hatte. An den Wänden hingen Seidentapeten, die im Licht der Stehlampen schimmerten.

Elektrizität gab es noch nicht. Unter den farbigen Schirmen brannten Dochte, die aus einer Ölschicht hervorstachen.

Der Raum besaß zwei Fenster. Natürlich waren die Scheiben durch Vorhänge verdeckt worden.

Mein Blick fiel geradewegs auf das Bett!

Ein breites Himmelbett mit einem Baldachin darüber, der in der Mitte ein wenig durchhing und aus einem schweren Brokatstoff bestand. An den Seiten besaß das Bett dünne Vorhänge, auch an seinem Fußende. Der Vorhang dort war nicht ganz geschlossen, ich konnte auf das Bett schauen und sah dort eine Gestalt liegen.

Eine Frau war es nicht. Ich erkannte nur das Schimmern der nackten Haut.

Wer da lag, war für mich nicht zu sehen, da mußte ich näher heran. Ich ließ mir Zeit und nahm auch die anderen Details des Zimmers in mich auf.

Da stand der Schrank, auf dem Boden lag der Teppich. So dick und flauschig. Die Motive der Wandbilder zeigten allesamt erotische Szenen.

Nackte Menschen, die auf Betten oder Sofas lagen und sich ihrem Vergnügen hingaben.

Ein Sideboard war ebenfalls vorhanden. Es befand sich dicht neben der zweiten Tür, die möglicherweise zu einem Waschraum führte. Da war ich mir nicht sicher. Ich erkannte das Möbelstück und die Tür auch nur, weil ich meine ein wenig weiter aufgezogen hatte.

Und ich hörte die Stimme.

Glenda Perkins redete aus dem Nebenraum. »Darling, ich bin gleich da. Dann werde ich dir den Himmel auf Erden bereiten…«

Der andere brummte nur.

Mir aber hatte es einen Stich gegeben, als ich Glendas Stimme gehört hatte. Das war einfach nicht zu fassen. Meine Sekretärin wollte es mit einem Mann treiben, der…

Ich verbannte die weitere Folgerung aus meinem Hirn und dachte darüber nach, ob es tatsächlich Glenda war oder nur mehr eine gezeichnete Figur, die mir etwas vorspielen würde.

Das mußte ich abwarten und sie erst einmal genau anschauen, wenn sie das zweite Zimmer verließ.

Das geschah auch.

Vielleicht ahnte oder wußte sie, daß sie beobachtet wurde, denn sie zog die Tür nicht mit einem Ruck auf, sondern drückte sie beinahe sanft nach außen.

»Jetzt bin ich soweit.« Mit diesen Worten begleitete sie ihr Kommen. Zuerst sah ich nur ihren Schatten, dann kam sie ganz, und mein Herzschlag raste plötzlich wie verrückt.

Glenda sah aus wie… ja, wie sah sie eigentlich aus? Mir fehlte plötzlich der Vergleich. Für mich hatte sie zwar keinen Blick, schaute nur auf das Bett, aber sie war stehengeblieben, so daß ich Zeit bekam, sie genau zu betrachten.

Glenda trug ein rotes Unterkleid. Der Slip schimmerte ebenfalls rötlich und war, wie das kurze Hemdchen, mit schwarzen Rüschen besetzt.

Das I-Tüpfelchen waren zweifelsohne die Strapse.

Das lange dunkle Haar trug sie offen. Sie hatte sich geschminkt, und ihre Augen glitzerten verheißungsvoll.

War das die Glenda Perkins, die ich kannte? Eine Frau, die sich so produzierte wie ein Freudenmädchen aus viktorianischer Zeit? Für mich war es unbegreiflich, und mich machte dieser Anblick nicht an, er stieß mich sogar regelrecht ab.

Okay, ich hatte mit Glenda schon einige Male geschlafen, aber so war sie mir nie begegnet.

Irgendwie paßte es nicht zu ihr, aber was paßte in dieser verdammten Welt schon zueinander?

Sie ging noch einen Schritt und dachte nicht daran, einen Blick auf die Tür zu werfen. Bei dieser Bewegung hörte ich das Rascheln und Knistern der Seide. Diese »Musik« paßte haargenau in die im Zimmer liegende erotische Atmosphäre.

Ihre Hände hatte sie in die Hüften gestützt. Der Mund verzog sich zu einem lockenden Lächeln, die glänzenden Augen forderten den auf dem Bett liegenden Mann auf…

»Wie gefalle ich dir, Darling?«

Ich hörte ein leises Lachen, das ich oft gehört hatte, aber im Moment wußte ich nicht, wo ich es hinstecken sollte.

»Du hast mich ja gar nicht angesehen«, beschwerte sich Glenda mit einer Stimme, die im Klang genau zu ihrem Aussehen paßte.

Der Mann sagte auch jetzt nichts, aber er bewegte sich. Durch den Vorhangspalt am Fußende konnte ich dies genau erkennen. Er richtete sich auf und drehte dabei seinen Oberkörper zur Seite, so daß ich nur mehr den blanken Rücken sah.

Blonde Haare entdeckte ich ebenfalls…

Es war mir zu wenig, also öffnete ich die Tür noch weiter, ging in das Zimmer hinein und wurde von Glenda überhaupt nicht betrachtet. Sie hatte nur Augen für den Mann im Bett, der sich genau in diesem Augenblick aufrichtete, so daß auch ich ihn sehen konnte.

Ich kam mir vor, als hätte jemand einen Kübel Eiswasser über meinem Kopf ausgeleert.

Den Mann kannte ich verdammt gut. Besser als irgendeine andere Person auf der Welt.

Er war ich selbst!

***

Hatte Harold Cecil Painter nicht immer von einer Überraschung gesprochen?

Ja, das hatte er, und diese Überraschung war ihm wahrhaftig gelungen. Ich hatte das Gefühl, nicht mehr ich selbst zu sein und irgendwohin zu fliegen. Einfach weg, fort, hinein in das weite All, einzutauchen in fremde Dimensionen, die mich schluckten, fraßen, der Realität entrissen und mich nie mehr wieder loslassen wollten.

Es war grauenhaft.

Im Leben eines Menschen gibt es immer wieder Momente, wo er einer harten Prüfung unterliegt. So etwas kannte ich, das hatte ich schon mehrmals durchgemacht. Ich brauchte nur daran zu denken, als ich den lächelnden Henker identifiziert und erkannt hatte, daß sich Jane Collins unter der Kapuze verbarg.

Diesmal war wieder so ein Moment eingetreten. Ich als nackter Mann

auf einem Bett. Glenda angezogen wie die personifizierte Sünde.

Diese Tatsache zu begreifen und unter einen Hut zu bringen, war verdammt schwer. Es hätte sich normalerweise die Frage gestellt, wer nun echt war. Der Mann auf dem Bett oder ich.

Der andere konnte es nicht sein, weil ich ja wußte, daß ich der echte John Sinclair war. Dann mußte der andere nur mehr eine zum Leben erweckte Comic-Figur sein, die ich ebenfalls mit einer lebenden Comic-Figur abgeben wollte, um mir ein Spiel zu bieten, das mich an den Rand der Verzweiflung bringen sollte.

Das hatte sich HCP verdammt gut ausgedacht. Sogar super, denn ich war geschockt.

Reden konnte ich nicht. Selbst das Atmen fiel mir schwer. In meiner Kehle und im Magen verspürte ich einen harten Druck, der sich weiter ausbreiten wollte und mich auch zum Zittern brachte.

Ich sollte der Beobachter einer erotischen Szene werden, die der im Unsichtbaren lauernde Feind sich für mich ausgedacht hatte.

Was konnte ich tun?

Ich überwand mich selbst und sprach Glenda Perkins an. Leise rief ich ihren Namen.

Sie achtete überhaupt nicht auf meine Stimme, da sie nur Augen für den hatte, der auf dem Bett lag. Das Lächeln auf ihren Lippen wurde noch sinnlicher. Sie ging den nächsten Schritt und sprach auch.

»Hallo John…«

Es war ein Flüstern, aber es wurde von dem anderen genau verstanden, denn er richtete sich weiter auf. Die ebenfalls seidene Bettdecke reichte ihm bis an die Hüften. Er liftete sie, rückte ein wenig zur Seite und schuf Glenda Platz.

»Komm nur her!«

Verdammt, das war ich doch, der da gesprochen hatte. Ich erkannte keinen Unterschied im Klang der Stimme. Der redete so wie ich. Ein heller Wahnsinn.

Auf meiner Haut spürte ich den Schweiß. Und er wurde immer mehr, denn ich transpirierte in diesen schrecklichen Minuten sehr stark. Nur flach konnte ich atmen. Auf meiner Brust spürte ich den gewaltigen Druck. Mein Innenleben war völlig durcheinander gewirbelt worden, und Glenda sagte: »Darauf habe ich wieder lange warten müssen.«

Ich ballte meine rechte Hand. In der linken hielt ich noch das Kreuz. Dabei hatte ich das Gefühl, eine Zentnerlast tragen zu müssen. Glenda hatte dem anderen positiv geantwortet.

Weshalb auch nicht? Sie beide wollten es ja, und ich sollte ihrem Treiben zuschauen.

Eine völlig normale Situation, wie sie tagtäglich in gewissen Etablissements ablief, aber hier sah alles anders aus. Da war ich zwischen die Fronten geraten, als existierende Person in eine Welt

hineingeraten, die unwirklich und gleichzeitig real war.

Noch hatte sich mein Ebenbild nicht hingelegt. Der Mann schaute zu, wie Glenda an das Bett herantrat und auch den sie störenden Vorhang zur Seite schob.

Ihre Sicht war frei, seine ebenfalls.

Sie schauten sich an.

Ich konnte mir vorstellen, wie bewundernd die Blicke des anderen über ihren gut gebauten Körper glitten, und Glenda stellte sie provozierend hin, indem sie das rechte Bein vorschob, es leicht anwinkelte und damit begann, die Strümpfe auszuziehen.

Sie bewegte sich dabei wie eine professionelle Stripperin. Wie in Zeitlupe rollte sie die Seide nach unten und warf sie gekonnt zur Seite.

Ich stand nicht mehr auf der Schwelle des Zimmers und war zwei Schritte in den Raum hineingegangen. Die anderen mußten mich einfach sehen, aber sie nahmen mich überhaupt nicht zur Kenntnis, denn nicht einmal mit einem Zucken ihrer Augenlider reagierten sie auf meine Anwesenheit.

Wie weit würden sie es noch treiben? Konnte ich ihr widerstehen?

Daran wollte ich nicht glauben. Ich besaß eine gewisse Nervenstärke. Nur hat jeder Mensch einen Punkt, wo auch diese überschritten wird. Und bei mir würde es bald so sein, dessen war ich mir sicher.

Es waren nur noch zwei Schritte, die Glenda von der Bettkante trennten. Diese Distanz legte sie innerhalb einer Sekunde zurück. Sie drehte sich dabei lockend herum und nahm auf der Kante Platz.

Dort blieb sie für einen Moment sitzen.

Den Kopf hatte sie meinem Ebenbild zugedreht. Nun streckte sie den rechten Arm aus und strich »mir« mit einer liebevoll wirkenden Handbewegung über die Wange.

Mein Ebenbild lächelte.

»Willst du mich ausziehen?« fragte Glenda.

Ich kochte innerlich. Was spielten mir die beiden da vor? Besaßen sie kein Schamgefühl?

»Du kannst es auch selbst…«

»Gern. Einen Moment.« Glenda drehte sich wieder von dem anderen weg, winkelte die Arme an und brachte die Hände nach hinten, um dort dunkle Knöpfe zu öffnen.

Es waren drei an der Zahl.

Ich konnte es genau sehen. Glendas Hände waren sehr geschickt, alshätte sie so etwas schon immer gemacht und fleißig geübt. Der dünne Stoff auf ihrem Rücken teilte sich. Er fiel in zwei Hälften auseinander. Jetzt brauchte sie nur mehr die dünnen Träger über ihre runden Schultern zu streifen.

Sie wollte gerade damit anfangen, als sich der Mann meldete.

»Nein, warte, das mache ich.«

»Gern.« Um den anderen zu unterstützen, rückte Glenda näher, und sie ließ sich sogar gegen ihn fallen.

Lachend lag sie neben ihm. Ihr Kopf bewegte sich auf den anderen zu. Ihre Lippen fanden sich, während die Hände des Mannes damit begannen, die Träger über die Schultern zu streifen.

Ich schaute zu und stand dicht vor einer Explosion. Nein, ich konnte nicht mehr länger zusehen. Das war einfach zu viel. Die Szene ging über meine Kraft.

Ich schritt vor.

Der Teppich dämpfte jeden Laut, und ich wunderte mich über die Ruhe in meiner Stimme, als ich sagte: »Jetzt reicht es!«

Meine Worte schwangen noch als Echo nach. Hätte mich jemand in einer so eindeutigen Situation angesprochen, ich wäre hochgeschnellt wie eine Stahlfeder, und eigentlich hatte ich bei den beiden auch damit gerechnet, doch ich hatte mich getäuscht.

Sie blieben liegen.

Nebeneinander, halb aufeinander, und beide schienen dem Klang meiner Stimme zu lauschen. Nichts taten sie, gar nichts, sie blieben liegen, unterbrachen für Sekunden ihr Liebesspiel und setzten es wenig später fort.

Ich hörte das leise Lachen der dunkelhaarigen Glenda, die nichts dagegen hatte, daß mein Ebenbild ihr das Trikot auszog. Im Gegenteil, sie half ihm durch entsprechende Bewegungen sogar noch dabei, so daß ihr Oberkörper im nächsten Augenblick unbedeckt war.

»Schluß habe ich gesagt!« In mir zerplatzte etwas. Ich nahm keinerlei Rücksicht mehr und fetzte den leichten Vorhang des Himmelbetts zur Seite.

Mein Blick war durch nichts mehr getrübt.

Ich sah die beiden liegen. Sie starrten mich an, und auch ich wich ihren Blicken nicht aus.

Es war für mich ein unbeschreibliches Gefühl, in mein eigenes Gesicht zu schauen, obwohl ich nicht vor einem Spiegel stand. Aber der andere sah genauso aus wie ich. Nichts wies darauf hin, daß er sich verändert hatte. Da stimmte jede Falte in der Haut, das Blaugrau der Augen ebenfalls, sogar mein Haarschnitt war kopiert worden.

Es war einfach nicht zu fassen!

»Hallo, John!« Glenda sprach mich an. Sie lächelte dabei kokett, hob eine Hand und winkte mir sogar noch zu. Dabei bewegte sie ihre Finger, als wollte sie auf dem Klavier spielen. Mir kam ihr Lächeln so falsch vor wie das einer Tigerkatze, die dicht vor der Beute sitzt und zum tödlichen Sprung ansetzte.

In kalten Bahnen rannen die Schweißtropfen über meinen Rücken.

Sie sammelten sich am letzten Wirbel. Die Unterwäsche klebte auf meiner Haut. Vor Angst bekam ich Magendrücken, und Glenda

Perkins traf keinerlei Anstalten, sich überhaupt von dem anderen zu entfernen.

Sie genoß es…

Das machte mich rasend. Meine freie Hand schoß vor, gleichzeitig ließ ich das Kreuz verschwinden, weil es mich behinderte, und so nahm ich auch noch die Linke, um Glenda in die Höhe und von einem Ebenbild wegzuzerren. »Du wirst hier rauskommen!« schrie ich die sich Wehrende an, die versuchte, mir das Knie in den Leib zu rammen.

Ich konnte dem Stoß ausweichen und sie vom Bett schleudern.

Noch trug sie das Hemd, doch es war nach unten gerutscht und wurde von ihren Hüften gehalten.

Glenda taumelte zurück, stolperte über ihre eigenen Füße und fiel auf den Teppich.

Ich wollte mich um mein Ebenbild kümmern, als der Mann handelte. Er hatte etwas Zeit gebraucht, um sich mit der neuen Situation abzufinden, nun aber schlug er voll zu.

Mir wurde durch den Hieb die Luft aus den Lungen getrieben. Ich flog zurück, konnte fast spüren, wie sich meine Gesichtsfarbe veränderte und mir der Magen in die Höhe stieg. Vor meinen Augen wallten plötzlich Nebel. Dieser Hieb hatte mich fast geschafft. Gegen die Wand krachte ich und sank dort zusammen.

In Wellen tobte der Schmerz in mir hoch. Gleichzeitig vermischt mit einem Brechreiz, den ich einfach nicht abstellen konnte, so daß ich würgen mußte.

Sinclair II strampelte mit den Füßen das Laken zur Seite und stieg aus dem Bett.

Für mich stand fest, daß er mich angreifen würde. Etwas anderes wäre sinnlos gewesen, denn er folgte den grausamen Gesetzen der Welt Dämonia. Hier reagierte die Gewalt, hier überlebte der Stärkere, und daswar nun einmal er.

Ich wollte mich bewegen und hatte Mühe. Am liebsten hätte ich mich hinfallen lassen, dieser Treffer in den Magen machte mir mehr zu schaffen, als ich zugeben wollte.

Ich sah auch Glenda.

Mehr schattenhaft, aber immerhin. Denn ich konnte erkennen, wie sie auf einen Schrank zulief, dort eine Lade öffnete, sich bückte, den Kopf schüttelte und wieder hochkam.

Dabei streckte sie den rechten Arm schräg aus. Ihre Hand war geöffnet, als wollte sie etwas greifen, das jedoch nicht vorhanden war.

Im nächsten Moment war es da.

Obwohl ich Harold Cecil Painter nicht sah, wußte ich genau, daß er es war, der eingriff.

Er zeichnete wieder.

Und er zeichnete so verdammt echt, denn die kurze Lanze mit den

beiden nach außen gebogenen Messern war keine Einbildung.
Er hatte sie Glenda gegeben.
Und sie fuhr herum.
Blitzschnell wie ein Kämpfer und mit Augen, in denen ein gefährliches Funkeln lag.
Die Comic Figur Glenda Perkins wollte mich töten!
Darüber konnte ich mich noch so aufregen, ich kam an dieser Tatsache einfach nicht vorbei.
Und sie hatte mich in einem abgeschlafften Zustand erwischt.
Mein Blick wechselte, und ich schaute auf meinen zweiten Gegner, diesen nachgemachten John Sinclair.
Der zog sich seltsamerweise zurück. Er hatte sich auch geduckt, so daß das zwischen uns stehende Bett mir die Sicht auf ihn nahm.
Trotz des dicken Teppichs ging Glenda Perkins nicht lautlos. Ihre Füße schleiften dabei über den hohen Flor. Sie sah in ihren kaum als Kleidung zu bezeichnenden dünnen Sachen wie eine kriegerische Amazone aus. Mit beiden Händen umklammerte sie etwa in der Mitte den hölzern wirkenden Schaft der Lanze, die nur gezeichnet, aber dennoch aktionsfähig war. Die beiden nach verschiedenen Seiten gebogenen Messer konnten mir mit Leichtigkeit den Weg ins Jenseits ebnen. Wer es verstand, eine solche Waffe zu führen, war einfach gut.
Und Glenda konnte es.
Sie bewegte die Lanze, während sie näher kam. Von rechts nach links, fast so schnell wie ein Kendo-Kämpfer. Ich hörte jedesmal das Pfeifen, wenn Schaft und Hörnerklingen die Luft zerschnitten.
Allmählich bekam ich Angst. Die kalte Gänsehaut auf meinem Rücken wollte einfach nicht weichen. Sie hatte sich mit dem Schweiß auf meinem Körper vermischt. Nach jedem Schritt, den Glenda in meine Richtung zurücklegte, drückte sie die Waffe mehr nach unten, so daß ihre übenden Schläge immer schräger angesetzt wurden.
Sie zielte bereits…
Ich preßte mich mit dem Rücken gegen die Wand, holte würgend Luft und versuchte verzweifelt, die Folgen des Treffers zu überwinden.
Das war kaum möglich.
So mußte ich Glenda kommen lassen.
Ich kämpfte. Zwar bewegte ich mich dabei nicht, es war mehr ein innerlicher Fight, den ich ausfocht. Zur Seite drückte ich mich und war froh, den Boden zu berühren.
Auf der linken Seite lag ich. Die rechte war frei. Und in der rechten Tasche meiner Jacke steckte auch die schußbereite Beretta.
Sie wollte ich einsetzen.
Schon einige Male hatte mir die Silberkugel geholfen, auch gegen Glenda würde es das Geschoß schaffen.
Leider war es zu spät. Vielleicht war ich auch zu langsam. Jedenfalls

hörte ich Glenda schreien und sah sie springen.

Mit ihr kam die verdammte Lanze mit den beiden scharfen Hörnerklingen. Ich spürte den Luftzug, als die beiden gebogenen Messer an meinem Gesicht vorbeiwischten. So dicht, daß die Stoppeln meines Barts fast abrasiert wurden.

Dann hackte eine Klinge direkt neben meinem Gesicht und dicht über dem Boden in die Holzwand.

Zitternd kam sie dort zur Ruhe. Ich hörte sie lachen und auch zu meinem für mich nicht sichtbaren Ebenbild sprechen. »Ich habe ihn, John. Verdammt, er ist in meiner Gewalt. Wir können ihn killen!«

Gerade das letzte Wort machte mich an. Es mobilisierte praktisch meine Kampfreserven. So einfach wollte ich es den beiden nicht machen. Nein, die sollten sich wundern.

Körperlich war ich nicht auf der Höhe, doch geistig hatte ich es geschafft, den Schock abzuschütteln. Und ich wollte einfach kein Statist mehr sein. Daß sich die Messer der Lanze so dicht neben meinem Kopf befanden, konnte ich als Vorteil werten.

Mit beiden Händen griff ich zu. Ich packte nicht in die Messer, sondern dicht darüber, denn dort befand sich der Schaft.

Den hielt ich eisern fest.

Er diente mir gleichzeitig als Stütze. Ich geriet wieder in eine sitzende Lage, bekam dadurch mehr Bewegungsfreiheit und zog mit einem gewaltigen Ruck am Schaft der Lanze.

Damit hatte Glenda nicht gerechnet. Sie wollte ihre Waffe auch nicht loslassen und mußte deshalb die Folgen tragen. Stolpernd kam sie auf mich zu und lief genau in meinen Tritt, da ich das Bein angewinkelt und sofort wieder nach vorn gestoßen hatte.

Es war ein ähnlicher Treffer, wie ich ihn vorhin hatte einstecken müssen. Diesmal flog Glenda zurück. Sie schrie wütend auf, ihr Gesicht verzerrte sich dabei, und die Wucht riß sie auch von den Beinen. Auf den Rücken krachte sie. Ihre Beine flogen in die Höhe, aber sie war noch nicht ausgeschaltet, auch wenn sie selbst vorerst nicht mehr in die Auseinandersetzung eingreifen wollte.

Dafür schrie sie nach meinem Ebenbild. »John, John! Bring ihn um! Kill du ihn!«

Ich sah von dem anderen zum Glück noch nichts. Zudem hatte ich genug mit mir selbst zu tun. Jetzt durfte ich einfach nicht mehr auf dem Boden hocken bleiben und mußte mich in die Höhe stemmen.

Das tat ich, als ich meinen rechten Arm ausgestreckt und die flache Hand gegen den Boden gepreßt hatte.

So kam ich hoch.

Gebückt blieb ich stehen und konnte auch nichts daran ändern, daß sich das Zimmer mitsamt seiner Einrichtung vor meinen Augen drehte. Zum Glück besaß ich meine Lanze, an deren Schaft ich eine Stütze

fand und den ich hart gegen den Untergrund preßte.

Ich atmete keuchend. Meine Lungen schienen zu einem Blasebalg geworden zu sein. Der Schweiß rann über mein Gesicht, das mit einer glänzenden Speckschwarte Ähnlichkeit haben mußte.

Trotz meiner lauten Atemgeräusche vernahm ich noch etwas anderes. Es war ein rauhes, gefährlich klingendes Knurren, das mir nicht unbekannt war.

Die Wölfe hatten sich so bemerkbar gemacht.

Gab es die hier auch?

»Komm endlich, John!« Glenda hetzte mein Ebenbild weiter, und der Mann gehorchte.

Er erschien.

Noch stand zwischen uns das Bett. Die Laute aber waren unter der Liegestatt hervorgedrungen, wie ich jetzt feststellte. Ich hatte mich schon bücken wollen, das war nicht mehr nötig, denn der Körper meines Ebenbildes schob sich hervor.

An der von mir abgewandten Seite kam er, stemmte sich hoch, ich schaute über das Bett hinweg und konnte ihn erkennen.

Ja, das war ich.

Aber nur mehr an den Haaren zu erkennen, denn der gesamte Körper hatte sich verwandelt.

Mein Ebenbild war zu einem gefährlichen, dämonischen Raubtier geworden.

Zu einem Werwolf!

Ich, der Werwolf!

Nicht so unwahrscheinlich oder verrückt, wie man annehmen sollte, denn schon einmal war ich zu einem Werwolf geworden. Das allerdings war lange her. Damals hatte es auch unter anderen Verhältnissen stattgefunden. Hier mußte man die Dinge völlig anders sehen.

Das war nicht ich, der sich als Verwandelter zeigte, nur mein durch einen Künstler perfekt gemaltes, dämonisch beeinflußtes Ebenbild, das sich nun in einen Werwolf verwandelt hatte.

Dies zu begreifen, fiel mir leicht, es war trotzdem schwer, die Tatsache zu akzeptieren.

Ich schaute ihn an.

Das Fell auf seinem Körper wuchs bereits so dicht, daß von der Haut nichts mehr zu sehen war. Es bedeckte sie wie ein dicht geknüpfter Teppich. Er zeigte eine graubraune Farbe und schimmerte immer anders, je nach dem, wie sich die Bestie bewegte.

Die Hände waren noch nicht zu Klauen geworden. Sie sahen weiterhin so aus wie meine eigenen, auch durch das dünnere Fell im Gesicht schimmerte noch mein Ebenbild.

Die Pupillen hatten die gleiche Farbe, aber in den Augen las ich den

gefährlichen gnadenlosen Ausdruck der Bestie.

Sie wollte töten!

Weit hatte der Werwolf den Mund aufgerissen. Zu einem Maul war er noch nicht geworden, auch wenn sich die Zähne schon verändert hatten und das Raubtiergebiß zeigten.

Uns trennte die Bettbreite.

Rechts von mir und auch nicht weit von der Tür entfernt hielt sich Glenda Perkins auf. Sie hatte auch weiterhin unter den Folgen des Tritts zu leiden, denn sie stand gekrümmt und hatte ihre Hände gegen den Bauch gepreßt. Obwohl sie ja eigentlich eine Comic-Figur war, empfand sie Schmerzen wie ein Mensch.

Nur einen kurzen Blick konnte ich ihr gönnen, denn ich rechnete damit, daß der Werwolf kurzen Prozeß machen wollte. Er stand dabei wie unter Strom. Noch immer hörte ich ihn knurren. Dabei bewegten sich seine Hände. Sie öffneten und schlossen sich. Manchmal waren sie Klauen, dann wieder normal und glatt.

Das Funkeln in seinen Augen verstärkte sich.

Es wurde böser…

Und dann sprang er.

Nichts an seiner Haltung hatte diese Aktion angezeigt. Auch kein Ausdruck in den Augen, er handelte einfach und wollte mit einem gewaltigen Sprung über das Bett hinwegsetzen.

Ich wußte ja, wer er war. Mein in einem Werwolf verwandeltes Ebenbild. Dennoch bekam ich kein schlechtes Gewissen, wenn ich daran dachte, daß ich ihn töten würde…

Zeit, die Beretta zu ziehen, blieb mir nicht. Ich mußte ihn einfach kommen lassen und sah seine Gestalt über dem Bett immer größer werden. Dabei kam mir das Maul vor wie ein von spitzen Raubtierzähnen bestückter Rachen, aus dem die Zunge lappig schlug und ein Knurren drang, das mir Angst einjagte.

Ich sprang zurück und wuchtete gleichzeitig die Lanze mit den beiden gekrümmten Messern vor. Deren Außenseiten waren gefährlich scharf, sie trennten sogar Papier durch, und sie sollten auch den anderen erwischen.

Er prallte dagegen. Mit beiden Händen schlug er die Stange zur Seite, während er gleichzeitig auf das Bett fiel, sich dort herumwälzte und wieder aufspringen wollte.

Das Himmelbett ächzte unter seinen Bewegungen. Er war verdammt schnell, ich ebenfalls.

Diesmal stieß ich nicht nur zu, ich führte die Waffe auch von einer Seite zur anderen.

Ein Treffer.

Das Geräusch hörte ich nicht, aber ich bekam mit, wie die beiden Messer mit ihren Außenseiten durch das Fell schnitten und es

aufrissen.

Die Wunde lief von der Schulter her quer über die Brust und hörte erst in Höhe der Hüfte auf.

Kein Blut schoß hervor. Statt dessen wühlte sich der Werwolf wieder herum, kam auf die Knie, fauchte mich böse an und wollte abermals springen.

Wieder zog ich die Lanze von rechts nach links.

Diesmal hatte ich nach seiner Hand gezielt. Er aber brachte den Kopf blitzschnell nach hinten, und als ich wieder zustoßen wollte und mein Gewicht mit in den Stoß hineinwarf, waren die beiden Messer plötzlich verschwunden.

Wie ausradiert…

Ich konnte meinem Gegner nur mehr das stumpfe Ende der Lanze gegen die Schulter stoßen und ihn herumdrücken. Auf die Seite kippte er dabei, schwang seinen Unterkörper sofort in einem Bogen herum, damit er sich vom Bett rollen konnte.

Ich hatte die nutzlose Waffe fortgeschleudert und verließ mich auf die anderen Dinge.

Wozu hatte ich den Bumerang.

Als der Werwolf sich aufrichtete, hielt ich die silberne Banane bereits in der rechten Hand.

Er stand auf dem Bett und verdammt günstig.

Ich schleuderte den Bumerang aus dem Handgelenk und traf ihn.

Ein Hammer!

Nicht am Hals wurde er getroffen, sondern dicht über den Augenbrauen. Die Wucht des Aufpralls riß den Werwolf noch nachhinten, so daß er vom Bett kippte und an der anderen Seite verschwand.

Ich jagte um das Bett herum und hatte das Fußende kaum passiert, als ich die Bescherung erkannte.

Er sah schrecklich aus, eine Beschreibung möchte ich mir ersparen, aber er war vernichtet, und die Kraft, die ihn geschaffen hatte, stellte sich nun gegen ihn.

Der Werwolf löste sich auf.

In Sekundenschnelle ging dies. Sein Erschaffer mußte großen Haß und Wut haben, denn nie zuvor hatte ich diesen Vorgang mit einer solchen Geschwindigkeit erlebt.

Ich stand neben der Bestie und schaute zu, wie der Kopf, die Schultern, auch die Arme und schließlich die Hände verschwanden.

Nur mehr der Unterkörper war noch vorhanden.

Mit beiden Beinen schlug er auf den mit Teppich belegten Boden.

Die Hacken hämmerten, sie erzeugten dumpfe Geräusche, und sie bewegten sich auch noch, als nur mehr seine mit Fell bedeckten Füße zu sehen waren.

Dann waren auch sie nicht mehr zu sehen.

Aus, vorbei. Es gab keinen Werwolf mehr und demnach auch kein Ebenbild von mir.

Ich hatte mich selbst getötet!

So dachte ich im ersten Moment, bis mir einen Augenblick später einfiel, daß ich ja noch lebte.

Und auch Glenda.

Ich sah sie nicht, da sie sich in meinem Rücken aufhielt, dafür hörte ich sie.

Es war ein leises, schmerzerfülltes Wimmern. Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch. Mit einer Gänsehaut auf dem Rücken drehte ich mich um und erkannte das Schreckliche.

Glenda war in die fürchterliche Rache des Zeichners geraten, der seine Felle schwimmen sah.

Sie lehnte an der Wand, doch ihr fehlte bereits der rechte Arm…

***

Weinen und wimmern konnte sie noch. Sie mußte Schreckliches erleiden. In ihrem Gesicht zeichneten sich die Qualen ab, die sie verspürte. Der Kopf mit den langen schwarzen Haaren pendelte von einer Seite zur anderen, als bestünde der Hals aus Gummi.

Es lag auch ein stummes Flehen in ihren Augen, aber konnte ich ihr helfen?

Nein, und so sah ich mit an, wie Glenda allmählich von der Bildfläche verschwand.

Ich erlebte selbst eine Hölle. Es war einfach unfaßbar, denn ich konnte mich kaum von dem Gedanken befreien, daß hier kein Mensch, sondern eine erschaffene und dämonisch belebte Figur vor mir stand, der jetzt auch die Schulter an der rechten Seite fehlte, die Hüfte und auch allmählich das rechte Bein verschwand.

Dann war das Gesicht an der Reihe. Die Haut kam mir auf einmal vor wie eine Maske aus Gummi. Ich hörte sie noch ächzen. Glenda schien um Hilfe zu flehen. Sie streckte den linken Arm aus, die Finger bogen sich zusammen, wurden wieder gerade, dann kippte sie um.

So schnell, daß ich sie nicht einmal auffangen konnte. Nur mehr die Hälfte von ihr lag auf dem Boden, und die Comic-Figur mit dem so menschlichen Aussehen starb vollends.

Mir tränten die Augen. Der Magen lag doppelt so dick im Leib.

Was man mir hier zumutete, war der reine Psycho-Terror.

Sie war nicht mehr zu retten. Das Haus hatte seine Bewohner verloren. Nur einer stand noch da.

Ich!

Und ich wurde beobachtet, sogar angesprochen, denn Harold Cecil Painter meldete sich.

»Du hast dich gut gehalten, Sinclair, aber das nutzt dir alles nichts. Jetzt bist du an der Reihe. Ich werde diese Welt ausradieren. Sie wird immer kleiner, du kannst dabei zuschauen. Das Haus verschwindet, seine Mauern werden zuerst brüchig, dann wirst du vergeblichversuchen, irgendeine Insel zu finden, auf die du dich retten kannst…«

Ich hörte ihn und wußte, daß er so verdammt recht hatte. Aber was sollte ich tun?

Ich sah ihn nicht. Ich konnte ihm nicht gegenübertreten und ihn attackieren.

Ohne es eigentlich bewußt zu merken, war meine linke Hand in die Jackentasche geglitten und hielt das Kreuz umklammert. Ich zog es vorsichtig heraus, und der andere bekam auch Antwort.

»Du bist ebenso feige wie der Teufel und wie alles Gesindel, was in der Hölle entstanden ist. Zeige dich, wenn du Mut hast.«

»Du hörst mich doch«, erwiderte er lachend.

»Das ist mir nicht genug.« Während ich sprach, ging ich schon.

Ich wollte dieses verdammte Haus verlassen. Nur mußte es mir gelingen, den anderen so weit abzulenken, daß er mich nicht an meinem Vorsatz hinderte. Hoffentlich klappte es.

Aus dem Zimmer kam ich, erreichte den Gang und lief ihn schnell durch bis zur Treppe.

Painter lachte. »Das nutzt dir nichts, Sinclair. Das Haus ist ebenso eine Falle wie die gesamte Welt Dämonia. Ich habe sie erschaffen, mir gehorcht sie, ich kann dir das Leben zur Hölle machen. Auch die letzten Sekunden deiner Existenz.«

Ich hetzte bereits die Treppe hinab. Für einen Moment dachte ich an den verdammten Rochen, den ich gesehen hatte und der draußen sicherlich noch lauern würde.

Durch den unteren Gang lief ich mit hämmernden Schritten und erreichte auch bald die Ausgangstür. In die Kühle stolperte ich hinein, dann vernahm ich wieder die Stimme.

»Gut, Sinclair, du bist draußen. Du hast es geschafft. Was willst du noch?«

Ich war einige Schritte vorgelaufen. Mein Bentley stand unversehrt auf dem Fleck.

»Zeige dich!« brüllte ich.

»Weshalb?«

»Ich will meinen Gegner und Feind wenigstens sehen, der mich in den Tod schicken will. Ist das zuviel verlangt?«

Da er mit einer Antwort zögerte, bekam ich wieder Hoffnung. Die Zeit ließ ich nicht ungenutzt vorbeigehen, öffnete die Tür und ließ mich in den Silbergrauen fallen.

Als ich den Wagenschlag zuhämmerte, hörte ich ihn wieder. »Ja,

Sinclair, den Gefallen tue ich dir noch. Du kannst mein Gesicht sehen. Schau nach vorn, bevor du mitsamt deinem Wagen eingehst und stirbst.«

Ich starrte durch die Scheibe in die von ihm angegebene Richtung.

Und ich sah ihn.

Es war der fliegende Rochen, der schräg vor dem Bentley schwebte. Genau auf seiner Fläche zeichnete sich das Gesicht des Mannes ab…

***

Das also war Harold C. Painter!

Ein alter Mann mit weißen Haaren, einer sehr schlaffen Haut, aber gefährlichen und fanatischen Augen. Und sein Gesicht nahm die Mitte dieses gewaltigen Rochens ein, der so lautlos und mit ausgebreiteten Schwingen durch die Luft segelte.

»Jetzt siehst du mich!« rief er laut uns siegessicher.

»Ja.«

»Und nun?«

Ich stieg aus, ließ den Wagenschlag aber offen und schaute ihm entgegen. Der Rochen segelte näher. Ich sah ihn immer größer werden. Er konnte einem Angst einflößen, denn das Gesicht darin wirkte so unnatürlich und gefährlich, auch wenn es sich dabei um menschliche Züge handelte.

Ich sprach die Formel!

Es war die einzige Möglichkeit, die mir noch blieb. Sie mußte gegen den Teufel und seine höllische Kraft ankämpfen, denn dazu waren das Kreuz und sie erschaffen worden.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!« So schrie ich dem anfliegenden Rochen entgegen und warf mich noch im gleichen Augenblick zurück in den Wagen…

Alles wurde anders!

Ich vernahm noch den gellenden Schrei, spürte die gewaltige Kraft der Erzengel, die mein Kreuz geweiht hatten und hatte es genau zum rechten Zeitpunkt eingesetzt, denn das Gesicht des Teufelsdieners wurde ebenso zerrissen wie der Rochen.

In den langgezogenen Schrei hinein klang das Brausen. Kräfte zerrten an mir und meinem Fahrzeug. Ich wurde hochgeschleudert, wenigstens hatte ich das Gefühl und sah plötzlich nichts mehr.

Dabei kam ich mir vor, als würde ich im Nichts schweben und dennoch fallen.

Jemand saugte und zog. Der Bentley wurde geschüttelt, ich ebenfalls und fiel nach vorn über das Lenkrad. Mein Kreuz fiel dabei durch die Speichen, doch die Kette verhakte sich an meinen Fingern.

Auch ich war weggetreten. Ich wollte einfach nicht mehr hören oder sehen. Das blieb ein Wunschtraum, denn ein Klopfen schreckte mich

hoch. Ich schaute nach rechts und sah neben mir das Gesicht eines Polizisten. Nur die Scheibe trennte uns noch.

Sofort dachte ich an die Echsenköpfigen, stemmte die Tür auf, der Beamte trat zurück und wurde von einem Kollegen sehr genaubeobachtet, der neben seinem Streifenwagen stand.

»Sie dürfen hier nicht stehen!« wurde ich angeblafft. »Was erlauben Sie sich…?«

»Bin ich in London?« fragte ich und schaute mich ein wenigverwundert um. Da sah ich noch den Park, die Fahrbahn, alles war wie vor meiner Reise nach Dämonia.

»Nein, auf dem Mars, Sie Komiker. Wer sind Sie überhaupt? Bitte, weisen Sie sich aus!«

Das tat ich automatisch und bekam kaum mit, daß die beiden Beamten Haltung annahmen, ich hatte etwas anderes vor. Der Name Harold Cecil Painter war mir nicht entfallen. Dieser Mann mußte in London wohnen oder vielleicht gewohnt haben.

Als die Polizisten fuhren, setzte ich mich telefonisch mit der Zentrale in Verbindung.

Die Kollegen von der Nachtschicht versprachen, alles zu tun, um meinem Wunsch nachzukommen. Ich mußte mich nur ein wenig in Geduld fassen. Einen Blick auf meine Uhr warf ich.

Genau fünf Minuten nach Mitternacht.

Drei Minuten später wußte ich Bescheid. Painter war nicht einmal sehr weit entfernt. Ich fuhr hin, fand ein altes Haus vor und mußte die Eingangstür aufbrechen.

Im Keller begann ich.

Dort fand ich die Leiche einer alten Frau, in der oberen Etage, direkt unter dem Dach, das Atelier.

Da sah ich ihn.

Vor einer Zeichenplatte, auf dem ein völlig zerfetztes Comic-Album festgeklemmt war, lag er.

Oder das, was einmal Harold C. Painter gewesen war. Ich schaute nur mehr auf einen verbrannten zusammengeschrumpften Körper.

Leise zog ich mich zurück.

Auf dem Flur sah ich ein Telefon. Mir kam eine Idee. Trotz der späten oder frühen Stunde wählte ich Glendas Nummer an.

Sie meldete sich auch, und ihre Stimme klang sehr verschlafen.

»Ich bin es, John.«

»John?« fragte sie erstaunt. »Was möchtest du denn um diese Zeit?«

»Ach«, erwiderte ich, »eigentlich nichts Besonderes. Ich wollte nur einmal deine Stimme hören. Schlaf weiter. Gute Nacht…«

Glendas Reaktion bekam ich am anderen Morgen mit. Sosehr sie mich auch ausschimpfte, mein zufriedenes Lächeln konnte sie nicht von meinen Lippen vertreiben.

Schließlich wußte ich mehr als sie. Und als ich sie fragte, was sie eigentlich von Reizwäsche hielte, hätte sie mich beinahe mit Akten beworfen…

ENDE